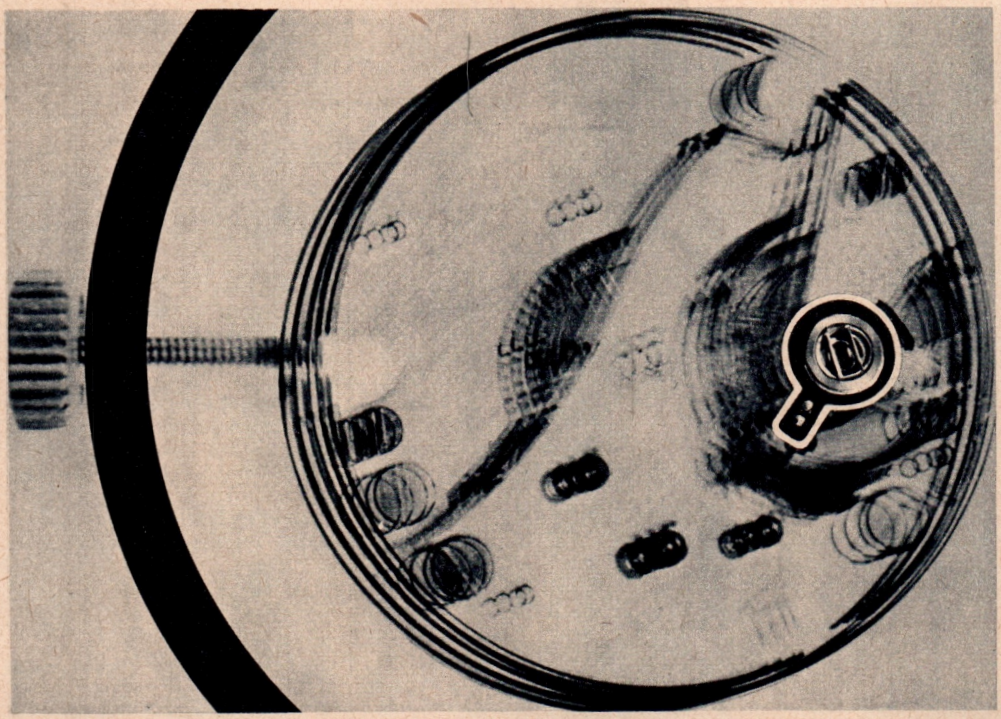
ARINE
Preis
DM
1.-
Oktober 1963
Marina
DAS
Magazin
HEFT 20
Luise

Zartes auf dem Bügelbrett

Es sind häufig Kleinigkeiten, die schnell noch gebügelt werden müssen, sei es nach einer Kurzwäsche oder in Vorbereitung eines festlichen Abends.
Das EWS-Reglereisen ist mit seiner kurzen Aufheizzeit stets bügelbereit. Die richtige Bügeltemperatur stellt es automatisch ein, nachdem Sie die Stoffart vom zarten Dederon bis zum schwersten Leinen am Reglerknopf gewählt haben.
Das EWS-Reglereisen ist besonders leicht, weil nicht der Druck, sondern eine gleichmäßige Wärmeabgabe entscheidend für den Bügelvorgang ist.
Ein EWS-Reglereisen ist auch ein praktisches und geschmackvolles Geschenk.

EWS



Herz des Uhrwerks

Unermüdlich, gleichmäßig und genau schlägt das Herz eines Uhrwerkes — die Unruh. Bruchteile von Millimetern entscheiden über die Ganggenauigkeit. Deshalb ist diese Stelle, das Herz der Uhr, besonders gefährdet. Wie in der Schweiz, werden auch bei unseren Uhren die empfindlichen Unruhwellen durch eine besondere federnde Rubinlagerung weitgehendst stoßgesichert. Deshalb garantieren Ihnen Uhren mit Stoßsicherung größere Ganggenauigkeit und längere Lebensdauer. UMF-Uhren sind zuverlässige Begleiter.

UMF-Damenarmbanduhren in 8 Modellen,
15 Steine, stoßgesichert und wassergeschützt.

Wenn Sie weiteres Wissenswertes
über die Uhr erfahren wollen,
Kupon abschneiden, aufkleben,
einsenden an die DEWAG-WERBUNG
BERLIN, Berlin C 2, Rosenthaler Straße 28–31

M

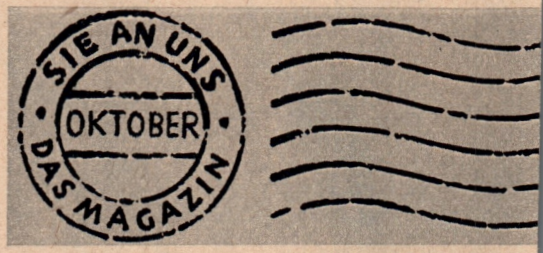
Welke und fahle, auch vorzeitig gealterte Haut oder scharf eingegrabene Fältchen sind sichere Anzeichen dafür, daß das Hautgewebe unterernährt ist. Da kann

POHLI-HORMONCREME

Wunder wirken. Sie enthält die wichtigsten natürlichen Aufbaustoffe, die die Haut braucht, um jung und elastisch zu bleiben. Schon nach kurzer Behandlung werden Sie die wohltuende, verjüngende Wirkung spüren: Falten verschwinden, die Haut strafft sich und wird rosig-frisch.

Unterstützen Sie die Wirkung von Pohli-Hormoncreme durch das erfrischende und reinigende Pohli-Gesichtswasser mit Hamamelis.

Hormoncreme 2,50 und 3,50 DM
Gesichtswasser 2,55 und 5,— DM



Kitschwunschtelegramm

Margot Paschmann, Berlin:
Habe mich im Heft 7 besonders über den Artikel „Müssen Sportpreise kitschig sein?" gefreut. Vielleicht verhilft er uns ein wenig zu Sportpreisen, die man preisen kann. Dabei fiel mir ein: Kannst Du Dich nicht auch einmal der Glückwunschtelegramme unserer Deutschen Post annehmen? Ich finde, es gehört eine ganze Portion Mut dazu, solch ein „Kunstwerk" guten Freunden ins Haus zu schicken.

Vielleicht äußert sich die Deutsche Post selbst dazu.

Rasch gereimt

Dr. Gerhard Rasch, Jena:
Vielen Dank für die Aufklärung über Limericks (Heft 8/1963), die wir bisher weder im Großen Brockhaus noch im neuen Meyer-Lexikon fanden. Das Ausprobieren dieses Strophenbaus machte uns viel Spaß. Hier eine kleine Probe unserer Eigenproduktion:

Der Dichter Georges Reymond,
Der wohl auf dem Mond wohnt,
Nimmt uns auf den Ast,
Reimt Plaste statt Plast.
Ob er damit durchkommt?

Über den Kopf gewachsen?

Wolfgang König, Meiningen (Thür.):
Im Augustheft schrieb Prof. Dr. Neubert in seinem Beitrag über die Akzeleration („Wachsen uns die Kinder über den Kopf?") von der veränderten Wachstums- und Reifephase im Kindes- und Jugendalter. Das Fazit seiner dem Thema nach zu kurzen Ausführungen war: „Gemeinsam (Eltern, Ärzte und Lehrer) müssen wir nach neuen Wegen, neuen Verhaltensweisen ... suchen." Sicher sind außer Prof. Dr. Neubert zahllose andere Ärzte und Erzieher auch der Meinung, daß man die Erfahrungen der vergangenen Generationen auf sittlichem Gebiet heute nicht mehr vollgültig anwenden kann. Zum Leidwesen unserer Schülerinnen und Schüler, besonders im Alter von 12 bis 16 Jahren, legen Eltern und Lehrer im Erziehungsprozeß zu sehr ihre ureigensten Maßstäbe an und haben so nur selten das rechte Verständnis für die Nöte und für die Verhaltensweise der Jugendlichen.

Das ist richtig

Lotte Soergel, Freital:
In Ihrem Artikel „Artisten auf dem Feuerstuhl" (Heft 8/1963) schreiben Sie anfangs *der* Moto-Cross, während es etwas weiter dann plötzlich *das* Moto-Cross heißt. Da zu Ihren Lesern sicher

viele junge Menschen gehören und Sie somit auch eine allgemeinbildende Funktion haben, würde ich es für angezeigt halten, richtiges Deutsch zu schreiben.

Boris A. Loktew, Leningrad:
Ich lese Dich ständig schon seit 1957. Und Du greifst mir unter die Arme, wenn ich meine deutschen Sprachkenntnisse verbessern will.

Liebe ohne Ende

Anita Reich, Niederfrohna:
Ich wünsche mir, daß die Fortsetzungsreihe „Liebe — Dichtung und Wahrheit" nie ein Ende haben möge und wir noch alle großen Liebesgeschichten vergangener Jahrhunderte auf diese Art kennenlernen können.

Fritz Lüpnitz, Berlin:
Es ist das erstemal, daß ich über George Sand lese („Liebe — Dichtung und Wahrheit", Heft 8/1963), und ich bin erschreckt, wie exzentrisch sie gelebt hat. Sehen Sie zu, daß Frau Fischer noch viele solche Bilder zeichnet.

Chancen auf Eis

Hilde Timm, Dortmund:
Im September war ich bei Bekannten in Leipzig zu Besuch und las in Ihrem Magazin die Umfrage „Legen Sie mit dem Kühlschrank den Beruf auf Eis?" (Heft 9/1963), in der man deutlich spüren konnte, welche Chancen bei Ihnen die Frauen auch im Berufsleben haben. Bei uns in Westdeutschland begegnet man den berufstätigen Frauen wesentlich kühler. Hier liegen oft ihre Kenntnisse und Fähigkeiten auf Eis, nur weil sie keine Männer sind. Ich lege Ihnen einen Ausschnitt aus dem „Stern" vom 25. August 1963 bei, und urteilen Sie selbst:
„Ganz schlimm steht es mit den Aufstiegschancen der Frau im Beruf. Die weibliche Abteilungsleiterin ist immer noch eine Seltenheit.
Neben 11 202 Richtern in der Bundesrepublik gibt es nur 301 Frauen, die Recht sprechen.
Und in der Industrie liegen die Tarife für Frauen um 15 bis 33 Prozent unter den Tarifen für Männer."

Südliches Kompliment

Nikolaj Sergiew, Bulgarien:
Zu Deiner Umfrage „Wovon lassen Sie sich inspirieren?" (Heft 7 1963) muß ich Dir sagen: Meiner Meinung nach ist die größte Inspiration aller Zeiten — d i e F r a u.

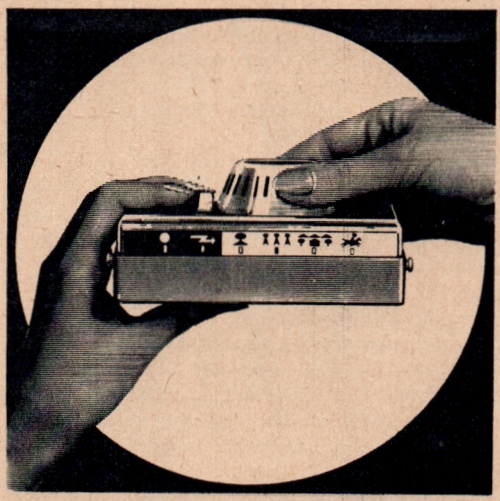
Kalte Dusche

Susanne Kliem, Leipzig:
Ihre „Hiddenseer Schlittenfahrt" (Heft 8/1963) hat mich auf Hiddensee bei 32 Grad im Schatten mehr abgekühlt als die Wellen der Ostsee. Schönen Dank für die kalte Dusche.

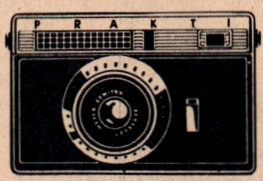
Ein echter Krimi

Joachim Deumler, Berlin:
Immer daran gewöhnt, in Kriminalerzählungen schon nach der 15. Zeile den Täter sicher erkannt zu haben, enttäuscht mich Ihr Mitarbeiter Fritz Erpenbeck außerordentlich. Ich habe seine Kriminalgeschichte bis zum Schluß intensiv durchlesen müssen und siehe — ich habe mich geirrt. Die Täterin war eine andere.

Motivregister einstellen – auslösen!



und schon sind Sie zunächsten Aufnahme bereit. Durch Vollautomatisierung sämtlicher Aufnahmevorgänge erspart Ihnen die Kleinbildkamera PRAKTI alle zeitraubenden Einstellungen und liefert dennoch stets einwandfrei belichtete und gestochen scharfe Fotos. Filmtransport und Verschlußspannen erfolgen ebenfalls automatisch, so daß Sie sich ausschließlich Ihrem Motiv widmen können.



Besondere Merkmale:
Motivregister für 6 Motivarten
Universalprogramm-Steuerung und Belichtungsautomatik
36 Aufnahmen 24 × 36 mm
Hochwertiges Objektiv Meyer Domiton
Prestor-Verschluß mit Blitzsynchronisation

Preis: 460.— DM

VEB KAMERA- UND KINOWERKE DRESDEN

DAS Magazin

Heft 10
Oktober 1963
10. Jahrgang
Seite

Sie an uns 2
Jonas Janus: Herbst — was willst du mehr? 5
Walter Kaufmann: Punkt ohne Wiederkehr 8
Paul Wiens: Ein Wiedersehn 12
Birago Diop: Die Hochzeit des Marabut 14
Alexander Kuprin: Natascha 16
Friedrich Wolf: Ermutigung ist not 21
Henry Slesar: Eine Faust voll Geld 22
Guilherme Figueiredo:
Der Orden, der Revolver und der Zweifel 26
Unsere aktuelle Umfrage:
Wenn Ihre Tochter Liebeskummer hat ... 30
Und Hatem duzte Suleika 33
Herbert Sandberg: Der freche Zeichenstift 34
Elke Klent: Das Haus ohne Fenster 38
Ekkehard Pfeiler: Das junge Paar und das Meer 42
Theodor Balk: Damit ein Herz gerettet werde 44
Hermann Hupperz: Sternfahrt an die Moskwa 47
Wahre Begebenheit: Das Notzuchtverbrechen 50
Hansgeorg Stengel:
Zwischen Partitur und Parlament 53
Gerhard Kleinlein:
Die Goldmedaille am Schuhputzkasten 56
Hil: Schön im Regen 59
Miroslaw Murasow: Moskau im Herbst 62
Habu: Liebe, Phantasie und Kochkunst 65
Hannes Schreiber:
Die Helden aus der Spanschachtel 66
Rolf Reuss: Gewimmel–Getuschel 73
Rätsel 76
Ausgelesenes — Abgehörtes 77
Treffpunkt 78

Chefredakteurin: Hilde Eisler · Stellvertretender Chefredakteur: Manfred Gebhardt · Kultur: Paul Wurche Aktuelle Umfrage: Inge Karth · Bildredaktion: Hannes Schreiber, Margot Frankenstein · Gestaltung: Herbert Prüget · Herstellung: Kurt Scharf · Redaktion: Berlin W 8, Glinkastraße 13 15, Telefon 22 55 51 · Verlag: „Das Neue Berlin", Berlin W 8, Kronenstraße 73 74, Telefon 22 51 26 Druck: (III 9/1) Druckerei Völkerfreundschaft, Dresden Lizenznummer 1213 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrats der DDR · Erscheint monatlich · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, Berlin C 2, Rosenthaler Str. 28–31, Fernruf: 42 55 91, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR.

Titel: Werner Klemke; Fotos: Parimage (5) S. 5, 6, 7; Hartwig (1) S. 12 13; Perrin (1) S. 17; Bachmann (1) S. 29; Schreiber (1) S. 30; Vilander (1) S. 31; „Polen" (1) S. 34; Mollenschott (3) S. 39, 41; Paszkowiak (7) S. 41, 42; Archiv (14) S. 47, 48, 49, 54, 59, 63, 73; Décaux (1) S. 51; Tylinek (2) S. 52; Rischmüller (1) S. 53; H. E. Schulze (1) S. 55; Zentralbild (8) S. 55, 56, 57, 58; Arno Fischer (3) S. 59, 60; Meincke (1) S. 61; Heyde (5) S. 66, 67; Sammlung Dr. Kunter (3) S. 66, 67; Blechova (1) S. 71; Hajek (1) S. 73; Kraemer (2) S. 73, 75; Gerbeth (1) S. 74; Dalmas (1) S. 74; Nindelt (1) S. 74; Hensky (1) S. 75. Das Foto auf Seite 29 zeigt den italienischen Filmschauspieler Marcello Mastroianni.

Ingrid Betke, Altenburg: **Rund um den Knöchel**

Ich bin eine 15 Jahre alte Schülerin und möchte Ihnen auf Ihren Artikel im Heft 7 „Die Schönheit Ihrer Beine ..." schreiben. Sie sagen, daß man Knöchel durch Massage und entsprechende Gymnastik schlanker machen kann. Bitte, geben Sie mir nähere Tips!

Hier sind sie:

1. *Langes Stehen vermeiden*
2. *Füße oft hochlagern*
3. *Nach einem lauwarmen Fußbad einen Schuß Essigessenz zugeben, massieren in Richtung des Herzens*
   a) *kräftiges Streichen mit der flachen Hand*
   b) *Reiben mit den Fingerspitzen in kräftigen, kreisförmigen Zügen*
   c) *Schlagen und Klopfen mit der ganzen Hand*
4. *Gymnastische Übungen anschließend*
   a) *Fußkreisen nach innen und außen im Sitzen*
   b) *Radfahrbewegungen mit gestreckten Füßen im Liegen*

Fritz Müller, Dresden: **Rasanter Irrtum**

Im Augustheft vom MAGAZIN war auf Seite 54 von der *rasanten Bravour* des spanischen Clowns die Rede. Daß *rasant* soviel wie *rasend* bedeutet und daß *Rasanz* den Sinn von *Raserei* haben soll, ist ein sehr stark verbreiteter Irrtum. In Wirklichkeit ist *rasant* eine Eigenschaft von Flugbahnen und hat den Sinn von *sehr flach, gestreckt.*

Aus fremden Briefkästen

In der „Frankfurter Rundschau" fanden wir folgenden Leserbrief: **„Wer will angreifen?**

Die Bundesregierung hat seit Beginn der bundesdeutschen Aufrüstung immer wieder öffentlich wissen lassen, daß unsere Sicherheit bedroht sei. Deshalb müßten wir uns in Verteidigungsbereitschaft versetzen, um vor möglichen Überfällen aus dem kommunistischen Lager sicher zu sein. Jetzt besteht überraschend die Möglichkeit eines Nichtangriffspaktes zwischen Ost und West — und was tut da Bonn? Anstatt die Möglichkeit einer solchen Verringerung der bisher noch immer an die Wand gemalten Gefahr eifrigst zu fördern, versucht es mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu hemmen und macht deutlich, daß man es mit dem Abschluß eines solchen Nichtangriffspaktes keineswegs eilig hat. Da drängt sich direkt die Frage auf, wer denn nun wen angreifen will. G. Mann, Wiesbaden"

Liebe Magazinleser!

Am 20. Oktober finden die Wahlen zur Volkskammer und zu den Bezirkstagen statt. Wir, die Redakteure des „Magazin", schlagen Ihnen vor, an diesem Tage die Kandidaten der Nationalen Front des Demokratischen Deutschland zu wählen. Das ist gut für jeden einzelnen und für unsere ganze Republik.

Ihre Redaktion „Das Magazin"

Jonas Janus

Herbst – was willst du mehr?

Längst verflog des Sommers Zauber,
doch bezwinge deinen Schmerz:
Fünffach drückt den Herbsturlauber
der Oktober an sein Herz.

ERSTENS fördern Rasenflächen
im entlegnen Urlaubsort
das mißachtete Versprechen:
Jede Stunde einmal Sport!

ZWEITENS laden Hängematten
auch bei schwachem Sonnenschein
und nur fünfzehn Grad im Schatten
müde Matten-Motten ein.

DRITTENS sammelt man gewisse
Kenntnisse in Zoologie.
Was sehr weh tut, heißt Hornisse,
und was gackert, Federvieh.

VIERTENS winkt Erfüllungs-Chance
künstlerischem Bildungsdrang:
Altertum und Renaissance
trifft man alle Nasen lang.

FÜNFTENS – hm, ich weiß nicht weiter.
Hab's vergessen. Wie fatal.
Ach, es wäre wohl gescheiter:
Fragt die Dame selber mal!

Walter Kaufmann

Punkt ohne Wiederkehr

Illustrationen: Christoph Ehbets

Bis sie ihn an einem der Tische in ihrer Nähe entdeckte, war der Abend für Emmy Berger so leer gewesen wie andere: die bloße Fortsetzung einer schal gewordenen Gewohnheit. Vielleicht konnten sich nur diejenigen in der Atmosphäre eines Tanzcafés wohlfühlen, die Wurzeln und Anker hatten — die übrigen wurden sich ihrer Einsamkeit nur noch stärker bewußt, oder im besten Fall gelang es ihnen, dieses Gefühl durch einen Vorwand zu betäuben.

Obwohl sie erst dann von zu Hause fortgegangen war, als ihre kleine Tochter bereits schlief, erfüllte sie eine nagende Unruhe, und sie machte sich Vorwürfe, daß sie das Kind auch nur diese kurze Zeit vernachlässigte. Sie war bereits im Begriff gewesen zu gehen, aber der Anblick von Harry Wels — so hieß er, hielt sie auf ihrem Platz fest. Sie saß ganz still, mit gespanntem Gesicht, ihre Hände umklammerten die Tischplatte, und erst als die Kapelle unten im Saal wieder zu spielen begann, schaute sie zum zweitenmal verstohlen zu ihm hinüber. Er versuchte, die Aufmerksamkeit des Obers auf sich zu lenken, sein Blick glitt an ihr vorbei, ohne daß er sie bemerkt hätte. Ein junger Mann kam auf sie zu, und sie kramte in ihrer Handtasche, um jeden, der die Absicht haben mochte, sie zum Tanzen aufzufordern, von vornherein zu entmutigen. Er zögerte, doch zu ihrer Erleichterung ging er dann mit einem Achselzucken weiter. Von unten erklang unaufhörlich Musik, ein Foxtrott, ein Walzer und wieder ein Foxtrott und endete dann in einem Crescendo, das ihre Hoffnung zunichte machte. Purer Zufall, daß Harry hier ist, sagte sie sich, er hat mich nicht erkannt. Habe ich mich in achtzehn Monaten so sehr verändert?

Nach einer Pause, die ihr endlos vorkam, begann die Kapelle wieder zu spielen, und aus Verzweiflung ging sie jetzt dazu über, ihn unentwegt anzustarren. Sie saß kerzengerade in dem rötlichen Licht und versuchte durch die Anspannung ihres Willens zu erreichen, daß er sie aufforderte. Er erhob sich langsam und steuerte zwischen den Tischen auf sie zu. „Gestatten Sie?“ sagte er, und sein Benehmen verriet ihr sofort, daß ihre Vermutung richtig war. Er erinnerte sich an nichts, an gar nichts! Während sie mit ihm tanzte, wandte sie das Gesicht ab und hielt die Augen halb geschlossen, und für kurze Zeit gab sie sich der Illusion hin, daß irgendwo im Halbdunkel jenseits der Tanzfläche Karl wartete. Ich brauche Harry nur zu bitten, daß er mich zu ihm bringt, und alles, was geschehen ist, wird verfliegen wie ein Alpdruck beim Erwachen: er wird endlich eingesehen haben, daß wir zusammengehören, sei es auch nur um des Kindes willen, und wenn er mich sieht, wird er wissen, daß es auch um seinet- und meinetwillen gut ist. Zusammen werden wir dieses Lokal verlassen und in die kühle Nacht hinausgehen, einem neuen Anfang entgegen . . .

Was Harry Wels zu ihr sagte, drang kaum in ihr Bewußtsein — irgend etwas Belangloses über die Kapelle, die Musik und über das Café, das ihn an ein anderes in einem fremden Hafen erinnerte. Dann aber erzählte er ihr tatsächlich, daß er Seemann sei. Erst da blickte sie ihn wieder an.

„Ich weiß, daß Sie Seemann sind", sagte sie.

„Sie meinen, Sie haben es erraten."

„Nein, Sie haben es mir schon einmal erzählt."

„Wann sollte das gewesen sein?" fragte er.

Sie konnte dieses Geplänkel nicht mehr länger ertragen. „Wie geht es Karl?" stieß sie hervor. „Sagen Sie mir das!"

„Wem?"

„Karl Bittner, Ihrem Freund."

„Kennen Sie ihn näher?"

Ist das möglich? fragte sie sich. Ich bin für ihn eine Fremde.

„Sie haben uns doch zusammengebracht."

Er schien sich jetzt allmählich zu erinnern; es war, als setze er ein Puzzlespiel zusammen.

„Das muß Jahre her sein."

„Genau achtzehn Monate", sagte sie.

„Nicht länger? Ich dachte, es wäre länger her. Seitdem habe ich vier lange Reisen gemacht. Die letzten beiden ohne Karl. Er fährt nicht mehr zur See, hörte ich."

Sie blieb augenblicklich stehen, den Rhythmus des Tanzes unterbrechend, doch dann zwang sie sich, weiterzutanzen. Die Musik drang nur noch undeutlich, wie aus weiter Ferne, an ihr Ohr.

„Fährt nicht mehr zur See? Wieso?"

„Er liegt irgendwo im Krankenhaus. Unfall!"

„Ah — es gleicht sich alles aus im Leben!" rief sie. Es klang erleichtert, als fühle sie sich von einem schweren inneren Druck befreit.

„Wie kann man nur so reden!" sagte er in die Stille hinein, die nach dem Ende des dritten Tanzes plötzlich eingetreten war. Rings um sie verließen die Paare die Tanzfläche, nur sie blieben. Ihr war zumute wie einem kleinen Mädchen, das vor Fremden ausgescholten wird.

„Ja, wie kann man nur so reden", antwortete sie, machte sich von ihm los und lief zur Treppe; dort besann sie sich und wartete auf ihn. „Vielleicht können Sie mich verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß ich ein Kind von ihm habe."

„Von dieser Nacht damals?"

Sie nickte.

„Und Karl weiß es?"

„Er weiß es", sagte sie, „oh, er weiß es sehr gut."

Er runzelte die Stirn und überlegte, ob er diese Unterhaltung fortsetzen sollte. Er war hierher gekommen, um sich zu amüsieren. Außerdem hielt ihn eine instinktive Solidarität mit seinem ehemaligen Schiffsgefährten davon ab, ihr noch mehr über Karl mitzuteilen.

„Wissen Sie, in welchem Krankenhaus Karl liegt?" fragte sie.

„Ich glaube, in Stralsund", antwortete er, und als er ihre Reaktion sah, bedauerte er sofort, selbst das gesagt zu haben.
„Stralsund", wiederholte sie. „Ich dachte es mir!"
„Er hat sich den Ort des Unfalls wohl kaum aussuchen können", sagte er kurz.
„Und wenn, wer kann das wissen?" fragte sie.
Erst eine ganze Zeit später verstand er, was sie meinte — nachdem er sich zögernd zu ihr an den Tisch gesetzt und ihren Bericht angehört hatte.
Es hatte ihm damals wenig ausgemacht, sie Karl zu überlassen — an jenem lange zurückliegenden Abend in Rostock, den so viele denkwürdigere Abende in Rio und Havanna fast aus seiner Erinnerung verdrängt hatten. Eine Begegnung mehr in den bewegten Tagen an Land: ein junges Mädchen in einem roten Kleid, das blonde Haar kunstvoll hochgetürmt, allein an einem Tisch — sie war hübsch, sicher, und gut gewachsen, aber die Welt war voll von solchen Frauen, Rostock ebenfalls, und da er mindestens drei Wochen im Hafen vor sich hatte, konnte er sich Zeit lassen. Deshalb ärgerte er sich kaum, als sie ihn beim Tanzen fragte, wer denn dieser Freund sei. Es war mehr als nur eine beiläufige Frage, fühlte er und dachte: Also gut, wenn nicht ich, dann er — ich werde ihr den Gefallen tun! Er hatte mit Karl gesprochen, der, wie er sich erinnerte, in Gedanken gewesen war und sich keineswegs beeilt hatte, seine Chance wahrzunehmen. Erst eine ganze Stunde später, als sie zufällig an ihrem Tisch vorbeikam, hatte er sie eingeladen, sich zu ihnen zu setzen. Wenn er Karl nicht so gut gekannt hätte, wäre er im Zweifel darüber gewesen, ob sie überhaupt irgendwelchen Eindruck auf ihn machte, denn zuerst blieb er recht schweigsam. Aber sie gab sich von Anfang an alle Mühe, ihn aus seiner Zurückhaltung zu lokken, und als Karl schließlich auftaute, fühlte er sich überflüssig. Er erhob sich und ging an die Bar, und später verließ er das Lokal.
Das war alles. Er hatte die beiden sitzen lassen und vergessen — undeutlich erinnerte er sich, daß er an diesem Sonnabend nicht an Bord zurückgekehrt war, aber wo und wie er den darauffolgenden Sonntag und die Nacht zum Montag verbracht hatte, konnte er nicht mehr mit Sicherheit sagen — ähnliche Tage in zu vielen Häfen verschwammen in seiner Erinnerung.
„Wenn Sie an dem Sonntag damals an Bord gewesen wären", sagte sie, „wäre vielleicht alles anders gekommen."
„Möglich", sagte er. Er hatte sich noch keineswegs damit abgefunden, die Rolle ihres Vertrauten zu spielen. Die ganze Sache ging einzig und allein Karl an, und er sah keinen Grund, warum sie ihn mit den Einzelheiten ihrer späteren Auseinandersetzungen behelligte. Sie erweckte in ihm fast das Gefühl, als sei er an der Geschichte mitschuldig. Ich hätte dich überhaupt

nicht erst das Fallreep hochklettern lassen, dachte er, über das nachgrübelnd, was sie ihm erzählt hatte. So ein Idiot, dieser wachhabende Matrose — stellt nicht mal fest, ob Karl allein ist oder nicht, nein, tappst los und führt sie direkt zu Karls Kammer! Eine fatale Situation: sie, allein, im Gang wartend, hört Stimmen hinter der Tür, Karls Stimme, die Stimme einer Frau, verliert plötzlich die Nerven und hämmert mit den Fäusten gegen die Tür wie eine tief beleidigte Ehefrau. Das war natürlich ein starkes Stück, aber, zum Teufel, das Leben ist nicht so einfach! Schließlich geht die Tür auf, Karl erscheint, barfuß, nur mit einer Hose bekleidet, und durch den Türspalt sieht sie einen Augenblick die andere Frau. Nicht gerade ein Fest für alle Beteiligten, das konnte er sich lebhaft vorstellen.

„Ich stand wie versteinert da und vermochte nicht, mich von der Stelle zu rühren oder auch nur ein Wort herauszubringen", fuhr sie fort. „Aber dann plötzlich war etwas in mir, und ich holte aus und ohrfeigte Karl, so instinktiv, wie ich einen Augenblick vorher gegen die Tür getrommelt hatte. Dann floh ich, ich weiß nicht, wie ich den Weg an Land fand, das Schiff kam mir vor wie ein riesiges Labyrinth mit Treppen, Gängen und Türen, ich rannte und rannte ..." Und mit leiser Stimme setzte sie hinzu: „Sehen Sie, ich liebte ihn, liebte ihn vom ersten Augenblick an, als ich ihn sah. Ich hätte mich ihm auch dann hingegeben, wenn ich gewußt hätte, daß es noch eine andere Frau gab. Es war feige von ihm, mir das zu verschweigen — feige!"

„Vielleicht wollten Sie es gar nicht wissen", sagte er.

Sie betrachtete ihn erstaunt. „Nein", gab sie zu, „ich wollte es nicht wissen — jedenfalls nicht, als es darauf ankam."

Unversehens waren jene Augenblicke, als sie Karl ihren Zimmerschlüssel gab und ihn später am Sprechen hinderte, hell in ihrer Erinnerung.

Kurz nachdem Harry gegangen war, hatten sie auch das Tanzcafé verlassen. Wortlos gingen sie durch die still verklingende Nacht, bis sie bei dem Restaurant anlangten, in dem sie arbeitete und über dem sie wohnte. Durch einen Seiteneingang führte sie ihn die Stiege hinauf, die im dritten Stock vor der vergilbten Tür ihres Mansardenzimmers endete. Er lehnte sich wartend gegen das Geländer, und das erste graue Licht der Dämmerung, das durch das Dachfenster hereinsickerte, erhellte schwach sein Gesicht. Einem Impuls folgend drückte sie ihm ihren Schlüssel in die Hand — eine spontane Geste: Das ist jetzt dein Zimmer genauso wie meins. Er nahm ihn, zögerte einen Augenblick, sie merkte, daß er ihr etwas Wichtiges sagen wollte, dann schloß er schweigend auf. Drinnen blieb er mit dem Rükken gegen die Tür stehen und spielte mit dem Schlüssel. Er lockerte den Knoten seiner Krawatte und reckte den Hals. All das sah sie in dem hohen Spiegel auf ihrem Toilettentisch und nahm es als ein Zeichen, daß er sich hier zu Hause fühlte. Sie streifte ihre Ohrringe ab und legte sie auf den Toilettentisch. „Setz dich", bat sie ihn, aber als er ihrer Aufforderung nicht folgte, wurde ihr Argwohn wieder wach. Sie beobachtete ihn in dem Spiegel, und wieder spürte sie, daß er ihr etwas erklären wollte. Plötzlich begriff sie auch seine Zurückhaltung. Nein, dachte sie, bitte nicht! Sie drehte sich zu ihm und legte ihm die Hand auf die Lippen.

„Sag's nicht, Karl", bat sie ihn.

Er zog sie an sich, ohne sie zu küssen; er hielt sie nur fest. Der Schlüssel glitt aus seiner Hand.

Sie bereute nichts, empfand keine Gewissensbisse über das Geschehene, daß sie all das herbeigeführt hatte, denn sie zweifelte nicht daran, daß alles, was sie in dem Augenblick empfunden hatte, als sie ihn erblickte, sich ihm durch ihre Vereinigung mitteilen würde. Langsam, mit großen Schritten, war er durch das Tanzcafé geschlendert, hochgewachsen und sonnengebräunt, seine Haltung verriet Welterfahrung, und dennoch hatte er sich eine gewisse jungenhafte Art und eine Sensibilität bewahrt, die der Blick seiner Augen und sein Mund erkennen ließ. Er würde ihre Hingabe nicht mißdeuten, er würde spüren, daß sie ihrer Sehnsucht entsprang, jemand zu gehören und begehrt zu werden. Ohne daß sie sprach, würde sich ihm ihre Vergangenheit enthüllen: der Tod ihrer Eltern im Krieg, die Waisenhäuser, das Zwischenspiel in Hannover, sie selber hin und her gerissen zwischen zwei Welten. Er würde verstehen, daß die Umstände sie um alles betrogen hatten, was das Leben lebenswert machte.

„Karl", flüsterte sie, während sie in seinen Armen lag, den Mund dicht an seinem Ohr und seinen männlichen Körper spürte, „wenn ich ein Kind von dir bekäme — ich wäre glücklich darüber, wirklich!"

Er schob ihr Haar beiseite, das wie ein Vorhang über sein Gesicht fiel, und betrachtete sie mit einem beinahe ärgerlichen Blick, zerstörte den Zauber und alle ihre Illusionen über eine gemeinsame Zukunft, Einsamkeit, die für immer vorüber war.

„Ich bin Seemann, Emmy", sagte er, „da ist ein Kind nicht angebracht."

Sie schloß einen Moment die Augen, lag reglos da, atmete kaum. „Mag sein", sagte sie nachgiebig, aber tief in ihrem Innern wußte sie, daß seine Worte mit dem zusammenhingen, was sie ihn nicht hatte aussprechen lassen. Sie wollte ihn fragen, aber ihr fehlte der Mut, und sie brachte kein Wort heraus.

Wenig später, schon angekleidet, warf er sein Jackett über die Schulter, doch zögerte er noch,

Fortsetzung auf Seite 69

EIN WIEDE

Paul Wiens:
Für Johannes R. Becher
(22. 5. 1891 · 11. 10. 1958)

Drum sucht ihr mich vergebens
am altgewohnten Ort . . .
Sucht nach dem Sinn des Lebens,
denn dahin zog ich fort.

J. R. B.

SEHN

Sie sagten:
Er wartet dort.
Da hob ich den schweren Stein
und stieg hinab und hinein,
tief unter die Wurzeln des Grases,
wo die Würde wächst,
wo es Schweigen schneit,
tief hinter die Gründe der Zeit . . .
Ich fand
die Scherben seines Brillenglases.
Er war fort.

Sie sagten:
Dann wird er wohl warten
in seinem Land der Lieder.
Du findest ihn singend wieder
in seiner Mutter Garten.
Oder –
laß dich führen
vom Licht seiner summenden Städte,
mächtige, geistdurchwehte,
dort geht er für dich spazieren . . .

Vor jedem Werk, jedem Bau
hießen sie mich verweilen.
Ich segelte
über kristallenen Zeilen
und fuhr
in sein fröhliches Blau
und sank
in das Grün seiner Wiesen
und flog
in sein All ohn Gewicht,
gar im Glühen kosmischer Riesen
sah ich sein Reich . . .
Ihn nicht.

Doch bei uns
an der Straßenecke
lauert jetzt manchmal ein Springinsfeld,
der
zu poetischem Zwecke
eine Schleuder hinter dem Rücken hält,
damit er die Liebespaare
und gern auch den Wächter erschreckt.
Allerdings,
das Schöne und Wahre
hat er noch nicht ganz entdeckt . . .

Der Junge hat rote Haare.
Jedes Mal, wenn ich ihn gewahre
früh im Vorübergehn,
denk ich:
wo hast du den schon gesehn?
Oft
klimmt er hoch im zersprengten Gerippe
des Bunkers
und hockt am gefährlichsten Rand.
Dann schürzt er trotzig die Unterlippe,
der Zukunft zugewandt . . .

Birago Diop, der im Jahre 1906 in Saint-Louis, Senegal, geboren wurde, gehört zu den bekanntesten afrikanischen Schriftstellern. Er schreibt vorwiegend kleine, meist humorvolle Erzählungen, in denen er auf alte senegalesische Legendenstoffe und Volkserzählungen zurückgreift.

Birago Diop

Die Hochzeit des Marabut

König Bur-Gandé, der Löwe, langweilte sich. Die Königin war seit langer Zeit tot, die Söhne erwachsen, die Töchter verheiratet und weit entfernt in der endlosen Steppe.
Bur-Gandé ließ Leuk, den Hasen, rufen, den ältesten und weisesten seiner Ratgeber. Und Leuk schlug ihm vor, ein großes Fest, ein Tam-Tam, zu veranstalten.
Bur-Gandé wunderte sich. Wieso sollte ein Tam-Tam seine endlos langen Tage und die unendlich leeren Nächte ausfüllen?
Da erzählte Leuk dem König das Abenteuer von Serigné Gaku, dem Marabut, der sich soeben verheiratet hatte.

Amy war ganz gewiß nicht das häßlichste Mädchen aus Pétiene. Vielmehr war sie die beliebteste und begehrteste Frau, und sie hatte in Pétiene und den umliegenden Dörfern viele Bewerber. Aber Laye, Amys Vater, hatte beschlossen, seine jüngste Tochter einem Priester zur Frau zu geben, auf daß ihm die Gnade des Herrn aller Geschöpfe zuteil werde. So verlobte er Amy mit Serigné Gaku, dem Wandermarabut des Landes.
Die Hochzeit wurde steif und zeremoniell gefeiert, und dies mißfiel nicht nur den alten und jungen Freiern, die abgewiesen worden waren. Noch weniger paßte es den Freundinnen, die eine lustige Gesellschaft, Gitarrenspiel und die Gesänge der Zauberer erwartet hatten.
Wie? Kein Fest? In der Tat hatte der Gatte, der sehr ehrenwerte Marabut, in seiner Tasche nur den unentbehrlichen Rosenkranz; er brachte seiner Frau kein Vermögen und machte weder den Freundinnen noch den Zauberern Geschenke.
Kein Tam-Tam? Nein! Das Tam-Tam ist eine Erfindung von Seytané, dem Teufel, und das kann ein Marabut nicht dulden.
Amy wurde also von einem traurigen Zug gelangweilter Mädchen und finsterer Greise zur Hütte des Gatten geleitet, als plötzlich hinter einem Mauerwerk Guewel, der Zauberer, auftauchte, mit seiner Trommel, dem Tama, über der linken Schulter.
Eine alte Frau trat aus einem Hof und flüsterte Guewel etwas zu, und er ging mit den Frauen bis zum Eingang der Hütte, wo Serigné Gaku, der Marabut, auf einem Schaffell saß und den Rosenkranz durch seine Finger gleiten ließ. Er beendete soeben seine Abendandacht.
Auf ein Zeichen der Alten schlug der Zauberer Guewel drei Kadenzen auf dem Tama.
Und die Alte verkündete: „He, Serigné Gaku, hier ist deine Frau."
Der Marabut schlug sich mit der linken Hand auf die Schenkel und wedelte den Rosenkranz mit der rechten.
Die Alte wandte sich zu Guewel, dem Zauberer, und Guewel begann den Tama in schnellerem Rhythmus zu schlagen. Die Mädchen klatschten in die Hände. Die Alte nahm den Rhythmus auf und befahl:

„Tanz', Serigné Gaku, tanze,
und wir geben dir die Frau!"

Denn auf dem Wege von der Hütte des Vaters bis in das Bett des Gatten gehört die Braut den Freundinnen, die den Auftrag haben, sie zur Hochzeitshütte zu bringen. Amys Freundinnen sannen auf Rache; sie wollten den Marabut tanzen lassen.
Serigné Gaku ließ den Rosenkranz ruhen:
„Nein, ich tanze nicht. Gebt mir meine Frau!"
Stärker klatschten die Hände. Der Chor nahm den Befehl der Alten auf, und die Trommel dröhnte dazu:

„... und wir geben dir die Frau!"

„Nein, ich tanze nicht", sagte der ehrenwerte Marabut schon etwas rhythmischer, wie es schien. Die Kadenzen wurden von den Mädchen, den Alten, vom Zauberer und seiner Trommel wieder aufgenommen.
„Ich will nicht! Ich tanze nicht", skandierte diesmal der Marabut und steckte den Rosenkranz in die Tasche.

„Gebt mir meine Frau", flehte er.

Der Tama wurde immer schneller. Lauter klatschten die Hände und dringender der Befehl der Alten:

„Tanz', Serigné Gaku, tanze,
und wir geben dir die Frau!"

Serigné Gaku war aufgestanden. Er weigerte sich noch immer, sang aber schon im Rhythmus des Chores:

„Du ma fetje. Ich will nicht."

Aber der Tama, der Zauberer, die Alten und die Jungen blieben fest. Serigné Gaku konnte seine Beine nicht mehr beherrschen. Sie begannen zu stampfen, als er aus der Hütte in den Hof trat und dabei sang:

„Djekh lene ma sa ma djabar! Gebt mir meine Frau!"

Diese Geschichte von Serigné Gaku erzählte Leuk, der Hase, und er ahmte vollendet nach, wie der Marabut seinen Rosenkranz drehte und im Rhythmus des Tama mit den Füßen stampfte, so daß Bur-Gandé, der Löwe, ganz närrisch lachte und den Befehl gab, sofort ein Tam-Tam zu veranstalten.

(Aus dem Französischen von Wilfried Zucker)

Illustration: Bert Heller

Alexander Iwanowitsch Kuprin (1870—1938) ist einer der großen realistischen Erzähler Rußlands. Leo Tolstoi, Gorki und Tschechow gehören zu den Bewunderern seiner Werke. Einfache Menschen sind die Helden seiner Geschichten, die erfüllt sind von einem lebensfrohen Optimismus. Als Protest gegen die verspießerte bürgerliche Gesellschaft stellte Kuprin urwüchsige Naturen in den Vordergrund seiner Erzählungen, wie auch in der hier wiedergegebenen Geschichte. „Schilderung einer traurigen Wirklichkeit und Vorgefühl einer wunderbaren Zukunft", so charakterisierte ein Kritiker einmal das Lebenswerk von Kuprin.

natascha

Eine Liebesgeschichte aus dem alten Rußland

von Alexander Kuprin

Man schrieb das Jahr 1898, es war später Frühling. In die große südliche Hafenstadt waren eben die Stare gekommen. Sie flogen nach Norden, auf ihre alten Nester, in die fruchtbaren Gegenden Rußlands, die reich an Schwarzerde sind, und rasteten hier nur, um sich von dem anstrengenden Flug über das Mittelmeer zu erholen.

Alle in der Stadt wußten, daß ein oder zwei Tage danach sich die kleinen Knospen der weißen Akazie öffnen und die ganze Stadt mit all ihren Vororten, Fontänen und Buchten in einen schweren, süßlich erregenden Duft versinkt, derem magischen Zauber alles verfällt, was lebt, atmet und sich bewegt; ein untrügliches Zeichen dessen, daß es nun Zeit wäre, in die Sommerfrische zu fahren.

An einem dieser sinneberauschenden, verrückten Tage kam Natascha in diese Stadt und blieb bei ihrem Onkel Jegor Iwanowitsch Bogomolow in seinem Landhaus auf der zwanzigsten Fontäne wohnen.

Sie war noch sehr jung, nicht ganz sechzehn, aber ihr kräftiger, geschmeidiger Körper zeigte schon weibliche Formen. Man konnte sie nicht schön — vielleicht sogar nicht einmal hübsch nennen. Ihr frisches, sehr gesundes Gesicht hatte etwas zu grobe Züge, eine zu lange Nase und zu volle und rote Lippen. Und doch war sie bezaubernd — man könnte kein passenderes Wort finden, obgleich wiederum niemand zu sagen vermochte, worin eigentlich das Geheimnis ihres unbezwinglichen, großen natürlichen Zaubers bestand.

Sie war hochgewachsen und hatte kastanienbraunes, etwas rötlich schimmerndes Haar. Seltsam waren ihre Augen, bald dunkelblau, bald violett, dann wieder hellblau, wie eben das Licht in sie hineinfiel. Nachts, in geschlossenem Raum, erschienen in ihnen zeitweise dunkellila Flämmchen, wie es manchmal bei Pferden zu sehen ist. Sie hatte keine weichen, doch sehr warme Hände und einen erstaunlich angenehmen Händedruck. Sie sprach mit einer tiefen und etwas heiseren Stimme, die so seltsam erregend auf alte Ehebrecher wirkt.

Frauen liebten sie nicht, hielten sich von ihr fern und fanden sie ganz uninteressant und „langweilig", wagten aber nicht, schlecht von ihr zu reden. Man konnte ihr nicht einmal eine unschuldige Mädchenkoketterie zur Last legen. Sogar eine instinktive, unbewußte Lust, das starke Geschlecht mit Blicken, Worten, Seufzern, Lächeln und dem Spielen des Körpers zu betören, war ihr fremd. Nein! Die Männer bezauberte ihre leidenschaftliche Liebe für die ersten Freuden des Lebens, die göttliche Pracht ihres erblühten Körpers, das Timbre ihrer Stimme, ihr Atem, der nach Hagebutten oder einem aromatischen Gras duftete, das magnetisch Anziehende, das ihren Händen entströmte.

Kein Mann konnte sie ruhig ansehen. Jeder meinte zu glauben, daß ihr offener und schamhaft offenherziger Blick sagt: „Ja! Ich bin reif für die Liebe, ich sehne mich nach starken männlichen Umarmungen, langen Küssen, ich bin reif für die unbeschreiblichen Wonnen, deren kein Ende sein wird. Und all das ist für dich, allein für dich bestimmt, mein Liebster, mein Auserwählter, mein Einziger." Das aber sprach die reife Frauenseele. Nataschas Herz und Phantasie waren rein und leidenschaftslos.

Ihre keuschen Gedanken störte nicht einmal ein verdorbenes Buch. Ein Gelehrter (es ist jetzt schwer, seinen Namen festzustellen), der das Leben der Insekten beobachtete, hatte ein interessantes Experiment gemacht. Er nahm aus seiner Blumenzucht einige Schmetterlingspuppen heraus, die, sagen wir „Z" hießen, legte diese Puppen in einen großen Glaskasten, in den kein Licht hineinfiel, und stellte ihn am geschlossenen Fenster auf. Als zur gegebenen Frist die Hülle sich löste und die Schmetterlingsweibchen endlich hervorkrochen, sah der Gelehrte am nächsten Tag, daß das Außenglas seines Laboratoriums von Schmetterlingsmännchen wimmelte. Sie schlugen krampfhaft gegen das undurchdringliche Glas, in der Hoffnung, das Hindernis zu durchbrechen. Das Interessante dabei war die Tatsache, daß die Schmetterlingsmännchen zur „Z"-Art gehörten. Wie konnten sie es wissen, daß sich dort Schmetterlingsweibchen befanden, die weder zu hören noch zu sehen waren und deren Staub auch nicht

aus dem Laboratorium wegfliegen konnte? Der Gelehrte antwortete darauf: „In dem herrlichen Buch über die Fragen des Geschlechts haben wir noch nicht die erste Seite zu Ende gelesen. Mein Experiment wäre möglicherweise so zu erklären: Von dem Moment an, da das Weibchen die Hülle abwirft und das Licht der Welt erblickt, beginnt es sein Geschlechtsleben mit einem ungeduldigen Lockruf nach dem Männchen. Wie es dies macht? Das ist uns unbekannt. Vielleicht haben die Weibchen die Möglichkeit, winzigen, vibrierenden Strom zu senden, den zu empfangen die Männchen die entsprechenden Fähigkeiten besitzen. Aber leider ist das alles nur eine Hypothese!"

Den ganzen Sommer, von früh bis spät, war das kleine, von duftenden Petunien und Wicken umgebene Landhaus voll junger Leute und denen, die sich jung machten. Es war Natascha, die sie durch das geheimnisvolle Vibrieren der unsichtbaren Strahlen, die ihrem starken, leidenschaftlich rufenden, heißen Körper entströmten, anlockte.

Was war das für eine bunte Gesellschaft! Man traf dort Maler, Schauspieler, Sänger, Sozialisten verschiedener Richtungen, Ärzte, Studenten, struwwelköpfige Dichter, Versicherungsagenten, elegant gekleidete Gecken mit schmutzigen Nägeln und Menschen ohne bestimmten Beruf, Offiziere der dortigen Infanterieregimenter usw. Den ganzen Tag wurde gegessen und getrunken, gebadet, radgefahren, Bootsfahrten und Ausflüge gemacht, man stritt sich, man schrie, man sagte sich Sticheleien. Den Mittelpunkt dieses leidenschaftlichen Durcheinanders bildete natürlich sie — die ruhige, magnetische Natascha. Sie hatte eine Art, die Männer anzusehen, als ob sie durch sie hindurch ins Leere blicke. Einem gewissen Ptizin schenkte sie offenbar etwas mehr Aufmerksamkeit als den anderen; er war eine einstige Berühmtheit der Stadt, ein eifriger Sportler, Rennfahrer, Boxer, Flieger, Schwimmer, Langstreckenläufer, Sieger in Segelbootregatten, hatte dazu noch feuerrotes Haar und stotterte.

Er gefiel Natascha wahrscheinlich aus dem Grunde, weil er durch das ununterbrochene leidenschaftliche Kartenspiel und den unmäßigen Gebrauch von Narkotika alle seine spezifisch männlichen Neigungen eingebüßt hatte. Seine Anwesenheit reizte Nataschas Nerven nicht.

Eines Tages aber mußte der liebe Ptizin aus der Gesellschaft verschwinden. Und er tat es auch, zum großen Leidwesen von Natascha. Das kam so: Der verwegene rothaarige Sportsmann sagte einmal, als sich viele Gäste versammelt hatten, die unpassenden Worte: „H-h-hunde – H-h-hochzeit!" Jegor Iwanowitsch wurde böse, erteilte ihm einen scharfen Verweis, in dem etwas von „meinem Haus" die Rede war. Ptizin antwortete kaltblütig: „B-b-besser, ich g-gehe." Und verschwand auf immer.

Keiner von den anderen Verehrern beunruhigte Nataschas Herz. In ihren Augen waren sie alle, einschließlich dem etwas kahlköpfigen Onkel George, „leere Schwätzer — langweilig und zudringlich —, klägliche und lächerliche Imitatoren vulkanisch-dämonischer Leidenschaften".

Wenn man sie küßte, wischte sie sich ruhig mit einem Taschentuch die Lippen und die Wangen ab und sagte: „Wozu machen Sie diese Dummheiten? Das ist doch nur Verstellung. — Schämen Sie sich nicht?"

Es war tatsächlich sonderbar und lächerlich, zu sehen, wie diese nicht mehr jungen Intelligenzler dem einfachen, ungekünstelten Fräulein aus der Provinz unwahrscheinlich plump den Hof machten.

Natascha langweilte sich. Doch endlich erschien der wahre Mensch. Jenes menschliche Männchen, dessen Art ebenso wie die Art, zu der Natascha gehörte, vom Himmelsprofessor mit dem Buchstaben „Z" bezeichnet wurde.

Er fuhr mit keinem Wagen vor, er kam zu Fuß, genauer gesagt, er schleppte sich mühsam daher, weil auf seinem Rücken eine schwere Ledertasche angeschnallt war. Auf der Veranda wurde Tee getrunken. Es dämmerte bereits. Bunte Lampions brannten auf dem Geländer. Der Neuangekommene warf geschickt seine schwere Last von der linken Schulter auf die Erde nieder und sagte mit einer kräftigen und tiefen Stimme: „Bogomolow, Jegor!" Jegor Iwanowitsch stand vom Tisch auf. Er hielt die Hand vor die Augen, um nicht durch das Licht gestört zu werden, und guckte aufmerksam den Angekommenen an, jedoch ohne ihn zu erkennen. „Verzeihen Sie, bei Gott, ich erkenne Sie nicht. Kann mich nicht erinnern ..." „Das ist nicht verwunderlich", antwortete jener mit einem frischen Lachen. „Denk an das Taganroger Gymnasium, an die fünfte Klasse. Gymnasiast Gerd, genannt Robinson Crusoe."

„Himmel", rief verwundert Bogomolow, „du warst es doch, der nach Amerika fliehen wollte? Dann verschwandest du spurlos. Dein plötzliches Erscheinen ist wie ein Wunder. Ich will dich mit meiner Familie bekannt machen. Das ist meine Frau, meine Tochter, zwei Jungen und meine Nichte. Bitte nimm am Tisch Platz. Die Damen schenken dir Tee ein."

Er wollte aber keinen schwarzen Tee und bat um die Erlaubnis, sich den aus amerikanischen Gräsern zusammengestellten „Matétee", an den er sich in Südamerika gewöhnt hatte, aufbrühen zu dürfen.

Man stellte viele Fragen über sein Leben in Amerika und seine Abenteuer. Er berichtete bereitwillig, aber etwas sachlich und kurz.

Sein väterliches Haus verließ er nicht aus Abenteuerlust, sondern weil er nicht mehr den ewigen Haß und die groben Vorwürfe der hysterischen und bösen Stiefmutter ertragen konnte. Zuerst war es ihm gelungen, als Junge auf einem großen Segelschiff unterzukommen. Dann wurde er Steward auf einem Passagierdampfer, später Cowboy in Texas, danach arbeitete er im Zirkus, war Jockei, befaßte sich mit Schweinezucht usw. Er durchquerte Amerika von Kanada bis Mexiko und von San Franzisko bis Chikago.

Er beherrsche vollkommen elf Handwerke und übe sich ständig darin. Jetzt beabsichtige er, mit zwei Teilhabern einen Export von amerikanischen Pferden in die alte Welt zu eröffnen. Außerdem möchte er heiraten, aber es müsse unbedingt ein russisches Mädchen sein. Die Amerikanerinnen seien gut als Aushängeschild für das „business" ihres Mannes, aber sie seien schlechte Helferinnen im Geschäft und zu verwöhnt.

Er sprach weiter. Natascha guckte ihn unverwandt an, den Mund halbgeöffnet, ganz Ohr. Zum erstenmal in ihrem Leben gefiel ihr alles an diesem großen und braunen Mann mit zwei tiefen, senkrechten Falten auf der Stirn und einem fast kindlichen Lächeln, das für einen kurzen Augenblick seine festen, wie altes Elfenbein gelblichen Zähne sehen ließ.

Er sprach ruhig und sicher, suchte nicht nach Worten. Beim Sprechen war ein leichter amerikanischer Akzent zu hören, der aber nicht störend wirkte. Natascha bemerkte noch, daß seine breiten Nüstern sich manchmal plötzlich aufblähten. In dieser Sekunde klang seine tiefe Stimme noch leiser und tiefer, und in den braunen Augen erschienen goldgelbe Flammen.

Dieser plötzlich hereingeschneite russische Amerikaner machte den Eindruck einer starken körperlichen und moralischen Kraft, verbunden mit seltener Selbstbeherrschung.

Kurz nach neun Uhr erhob er sich vom Tisch und sagte: „Verzeihen Sie, ich bin meiner Geschäfte wegen durch die ganze Stadt gelaufen und sehr müde, gestatten Sie mir, schlafen zu gehen."

Jegor Iwanowitsch schlug ihm vor, in einem freistehenden Zimmer im Dachgeschoß, wo auf dem Diwan ein Bett bezogen werden konnte, zu

„Verzeihen Sie, bei Gott, ich erkenne Sie nicht. Kann mich nicht erinnern . . ."

übernachten. Aber Gerd lehnte das liebenswürdig ab. „Ich schlafe seit langem immer unter freiem Himmel. Mach dir keine Sorgen meinetwegen, Jegor, in meinem Reisesack habe ich ein herrliches Bett. Ich muß nur ein Fleckchen Erde finden, von dem mich niemand wegjagt."

Das Fleckchen Erde fand Bogomolow. Neben seinem Haus befand sich ein verwahrlostes und verlassenes Grundstück. Sie begaben sich dorthin, die ganze Familie bestand darauf, sie zu begleiten. Der Vollmond stand am Himmel. Die Grillen zirpten. Es roch bitter und lieblich nach Wermut. Lustig war es, zuzusehen, wie schnell und geschickt Gerd sein Nachtlager bereitet hatte. Dann verabschiedeten sich alle. Gerd aber zog Bogomolow einen Augenblick zu sich. „Ich muß mit dir etwas Wichtiges besprechen, Jegor", sagte er, „gibt es hier in der Nähe ein Restaurant, wo man beim Cocktail zehn oder fünfzehn Minuten plaudern kann?"

„Ja, es gibt ganz in der Nähe ein Restaurant. Für Cocktail übernehme ich keine Garantie, aber euer beliebter Whisky-Soda ist dort bestimmt zu haben."

„So gehen wir doch!"

Es ist schwierig zu sagen, worüber sie in dieser Mondnacht in der drittrangigen Schenke „Venezia" gesprochen haben, beide gingen aber nachdenklich und ernst auseinander, offenbar stimmten sie in irgend etwas nicht überein. Am anderen Morgen kam der Amerikaner wieder zum Landhaus. Als ob sie auf ihn gewartet hätte, lief Natascha schnell die Treppe herunter.

„Hier, Natascha", sagte Gerd ernst, ja fast feierlich (er war sehr blaß), „ist meine Jacke und hier ein Knopf. Näh ihn an!" Und Natascha antwortete bereitwillig, als hätte sie genau den Sinn und das Geheimnisvolle dieser familiären Anrede verstanden.

„Ich tue es gerne und nähe ihn so an, daß er hält." Als sie fertig war, legte er einen nassen Sack auf den Tisch und sagte: „Hier ist meine Beute von heute morgen. Es sind zwölf Kaulköpfe, die ich geangelt, und Vögel, die ich geschossen habe. Geh und bereite das Frühstück für mich. Du mußt wissen, daß alles, was wir jetzt tun, die Verlobungszeremonie der Sioux-Indianer ist."

„Ich bin dein", antwortete Natascha ebenso ernst. „Ich habe auf dich gewartet."

„Weißt du, daß ich sechsunddreißig Jahre alt bin?"

„Du bist herrlich."

„Überleg dir, vielleicht bin ich zu alt für dich?"

„Ich liebe dich", antwortete sie und küßte seine Hand. Er küßte sie auf den Scheitel.

Am Abend fuhren sie mit der Eisenbahn in die Heimat Nataschas, nach Rjasan, um nach der heidnischen Verlobung eine christliche Ehe einzugehen.

(Übersetzung aus dem Russischen von Melitina Orlowa, leicht gekürzt.)

„Du mußt wissen, daß alles, was wir jetzt tun, die Verlobungszeremonie der Sioux-Indianer ist."

Illustrationen: Karl-Heinz Schmidt

Friedrich Wolf

Ermutigung ist not!

(Dichter und Intendant)

Vor 10 Jahren, am 5. 10. 1953, starb der Dramatiker, Schriftsteller und Arzt Friedrich Wolf, der in diesem Jahr seinen 75. Geburtstag gefeiert hätte.

Als ich mit fünfzehn Jahren am Barren die Sturzkippe aus dem Handstand übte, sackte ich durch und renkte mir die linke Schulter aus. Mein Riegenführer gab der Hilfestellung einen Tritt ins Gesäß und ermunterte mich: der Handstand sei sauber gewesen, nur hätte ich nicht so zockelnd, sondern mit Schwung in die Kippe gehen sollen. Im selben Jahr übte ich Stabhochsprung; Stab und linker Arm brachen. Mit siebzehn Jahren holte ich mir im Fünfkampf einen 1. Preis. Nachher im Schauturnen: Sturmspringen: Bock aufs Pferd gebaut, davor das lange federnde Sturmbrett, ringsum erregter Publico: man konnte ein paar Knochen riskieren. Ein tolles Gefühl, von dem langen Brett mit Knall hochgeschleudert, die Hände im Flug auf das harte Leder geklatscht, aus über zwei Meter Höhe Hocke oder Grätsche ab. Schließlich blieb nur noch ein Rivale, er eckte droben, warf das ganze Gerüst. „Abbau!" — „Weiter!" — Beim nächsten Mal stürzte ich und brach den linken Arm zum zweitenmal. Während man ihn schiente, kam mein alter Riegenführer und meinte: „Famoser Sprung! Das Gerät ist gerutscht!"

1921 nahm Intendant Weichert meine „Tamar" an und inszenierte sie. Gerda Müller in der Titelrolle, Ebert als Gegenspieler. Jessner wünschte gleichzeitige Uraufführung. Mächtige Zuversicht. Die Premiere. Stück und Autor wurden geschlachtet. Sonderbestattung des Dichters „... einst eine Hoffnung unserer Bühnen". Kein Hund hätte nach der Presse noch einen Knochen von mir angenommen! Lebendig bestattet! Scheintod im Massengrab!

In diese meine Stimmung schneite ein Brief meines Freundes, der holländischer Distriktsarzt in Surabaja auf Java: Der Nachbarposten neben ihm sei frei, ich solle mich im Haag auf ihn berufen. Am Abend lag meine Bewerbung mit seiner Empfehlung fertig für die Morgenpost in einem dicken gelben Umschlag.

Am Morgen kam ein Schreiben mit Briefkopf: Intendanz der Städtischen Bühnen/Frankfurt. Der Intendant Weichert schrieb mir: er stehe nach wie vor zu „Tamar", dem Dichter und dem Werk. „Weiterschaffen!"

Ein kritischer Tag erster Ordnung: Drüben Surabaja, der indische Ozean, Bali, Urwälder, Schlangen, Fieberregionen, unendliche Weiten und Geheimnisse, Inder, Malaien, Polynesier, mein altes Wanderherz atmete auf; und hier: Zeilennässen, Hirnathletik, Brillenbeäugung, Zerfaserung eines Dichterwerkes unter den Messern der Kritik, Enge!

Aber da stand das Wort „Weiterschaffen!"

Das Wort war das Zentigramm auf der Waage! Ich las den Brief noch einmal. Die übliche Leichenrede? Nein! Der Brief hatte einen andern Ton! „Weiterschaffen!" — In solchen Stunden wiegt ein Wort viel!

Der Intendant Weichert hat sicher nicht geahnt, was er mit diesem Wort damals angerichtet, fertiggebracht. Ich habe ihm das Wort „Weiterschaffen!" geglaubt. Und er griff als erster nach meiner „Kolonne Hund". Wieder eine Sache aufs Messers Schneide. Aber 51 Prozent Sicherheit, die gibt es nicht, nicht im Spiel und nicht im Leben! Halleluja!

Ein Vivat allen Dichtern, denen die Kritik einmal ein paar Knochen zerschlug! Das kräftigt! Ein Vivat dem Intendanten, der auch an seinen abgestürzten Dichter noch glaubt!

(Ein bisher unveröffentlichtes Manuskript des Dichters aus dem Jahre 1927)

BERTOLT BRECHT

Buckow, 1. 8. 1952

Lieber Wolf,

es ist wirklich skandalös, daß Du meinen Vornamen falsch schreibst (Bertolt wird mit t und nicht mit d am Schluß geschrieben!). Derlei sollte unter Kollegen nicht vorkommen!

Die „Theaterarbeit" schicke ich Dir, sobald ich wieder nach Berlin komme; aber mit der Übersendung der gesammelten Dramen, auf die ich mich freue, solltest Du nicht warten. Ich bin auch der Ansicht, daß wir nicht einen neuen Kalender mit dem Jahre 1 aufstellen, schon weil dadurch der Umschwung unter den Tisch fallen würde.

Herzlich, Dein

Brecht

BERTOLT BRECHT

Lieber Friedrich Wolf,

ich muß mich bei Dir entschuldigen wegen der Falschschreibung Deines Namens in dem Buch „Theaterarbeit". Die Druckerei muß sich da im letzten Augenblick selbständig gemacht haben. Nachdem ich mir aber schon das Wohlwollen der FDJ zu einem erheblichen Teil verscherzt habe, weil ich in einem Telegramm den Namen Honecker mit zwei g anstatt mit einem ck geschrieben habe, muß ich jetzt doppelt vorsichtig sein. Ein paar Freunde muß ich mir ja schließlich noch erhalten.

Herzlich, Dein

Brecht

(Zwei bisher unveröffentlichte Briefe aus dem Nachlaß von Friedrich Wolf).

Henry Slesar

Eine Faust voll Geld

Erbleiche. Irving!“ sagte Smally. „Vier liebliche Damen von links nach rechts. Pech für dich.“ Seine großen Hände schaufelten das Geld in die Taschen seiner karierten Weste, und er grinste niederträchtig.

Als sie anfingen zu pokern, hatte Irv Randall Smalleys Grinsen noch nicht niederträchtig gefunden. Im Gegenteil, er hatte dieses Grinsen gern gesehen, wenn sie sich im Korridor von Bryant & Co. trafen oder wenn sie morgens zusammen im Fahrstuhl in ihre Büroräume hinauffuhren und Smalley fragte: „Wie bekommt dir die Ehe, Irv, wie geht's der kleinen Frau?“ Es war ein offenes, anziehendes Grinsen, es erhellte das ganze gutgeschnittene Gesicht, und Irv hatte immer geglaubt, es sei der Ausdruck von Wärme und Freundlichkeit. Erst jetzt, da er es über einem Pokerblatt erblickte, das ihn um den Rest seines Wochengehalts brachte, wußte er, daß er Smalleys albernes Grinsen verabscheute.

Rings um Irvs Ellbogen sah der Tisch so nackt aus, daß die anderen Spieler etwas verlegen schienen. Irv schob den Stuhl zurück, zuckte die Achseln und tat, als lasse ihn sein Verlust ganz kalt. „Wie gewonnen, so zerronnen“, sagte er und lachte. „Es kommt immer wieder ein Zahltag.“

Manny aus der Spedition rutschte unruhig auf seinem Stuhl hin und her. „Wir hätten die Einsätze nicht so hoch machen sollen. Das sollte doch ein reines Freundschaftsspiel sein, nicht?“

„Aber dann sind wir eben in Fahrt gekommen“, sagte Smalley und mischte die Karten. „So was passiert nun mal.“

„Teufel, ich hab selber fünfzig Dollar verloren“, sagte Manny. „Das Wasser ist hier zu tief.“

„Willst du aussteigen?“ fragte Smalley.

„Das hab ich nicht gesagt. Teufel, ich meine nur, für uns ist es okay, wir sind alle Junggesellen. Aber Irv, wo er gerade frisch verheiratet ist —.“

Irv versuchte, sich gegen die Röte zu wehren, die sein Gesicht überzog. „Keine Angst, ich habe meine Frau schon trainiert. Aber jetzt geh ich besser nach Hause, es ist schon nach zehn . . .“

Er nahm seinen Mantel von dem einzigen gepolsterten Stuhl in Smalleys Wohnung und zog ihn langsam an. Als er sich umdrehte, um sich von den andern zu verabschieden, sah er, daß sie bereits beim nächsten Spiel waren, und er steuerte wortlos auf die Tür zu.

„Grüß Francey von mir“, rief Smalley.

Irv fuhr herum. „Sie heißt Frances“, sagte er scharf.

„Natürlich, Frances. Gute Nacht, Irv. Bis morgen.“

Obwohl Irv Smalleys Gesicht hinter den Karten nicht sehen konnte, wußte er, daß Smalley grinste. Das Grinsen begleitete ihn, als er in dem schmutzigen Fahrstuhl hinunterfuhr, und es verfolgte ihn auch noch auf der Straße. Dann mußte er an Francey denken, und plötzlich wurde ihm in dem dünnen Überzieher so kalt, daß er anfing zu zittern wie ein verlassenes Kind.

Wie sollte er ihr erklären, daß er ohne Geld nach Hause kam? Sollte er lachend sagen: „Schatz, ich habe es verloren, tut mir furchtbar leid . . .“ Nein, das brachte er nicht fertig. Er konnte sehen. wie ihr Gesicht blaß wurde, wie ihre Augen ihn trostlos anblickten, und er wußte, er konnte ihr das nicht antun. Sie drehte jeden Dollar, den er verdiente, dreimal um, lief sich die Hacken ab, nur um ein paar Pence zu sparen und hatte sich seit ihrer Heirat kein einziges neues Kleid gekauft. Wie sollte er ihr klarmachen, was vorgefallen war? Wie konnte er ihr gestehen, daß sein erster Abend, den er nicht mit ihr zu Hause verbracht hatte, mit einer solchen Katastrophe geendet hatte? Angefangen hatte es mit einer unschuldigen Einladung zu einer Kegelpartie. Dann waren sie irgendwie in Smalleys Wohnung gelandet und jemand hatte ein neues Kartenspiel aus seiner Zellophanhülle gezogen . . .

Ich könnte *doch* sagen, ich habe es verloren, dachte Irv. Auf dem Weg von der Kegelbahn nach Hause ist mir die Brieftasche aus der Tasche gefallen . . . Er versuchte, dieses Alibi laut vorzubringen und merkte sofort, daß es so nicht ging. Francey war nicht so leicht hinters Licht zu

führen. Sie würde Lunte riechen; er würde sich nur zum Narren machen. Was er vor allem brauchte, was er ganz verzweifelt nötig hatte, war ihr Mitgefühl.

Er blieb auf der menschenleeren, dunklen Straße stehen, und plötzlich wurde er sich der unheimlichen Stille bewußt, die ihn umgab. Es war eine üble Gegend ... es kam allerhand vor hier ...

Das war es! Er würde sagen, er sei überfallen worden, angegriffen, ausgeraubt! Junge Gangster machten die Straßen und Alleen unsicher; so etwas passierte jeden Tag. Warum nicht ihm?

Anstatt beim nächsten Block rechts einzubiegen, ging er geradeaus weiter zu dem leeren Grundstück an der nächsten Straße, an einer Reihe neuer Einfamilien-Reihenhäuser vorbei, die alle noch unbewohnt waren. Zwischen wuchernden Unkrautstauden blieb er stehen, fuhr sich mit den Händen durch das Haar, brachte es durcheinander, riß den Hemdkragen auf, daß der oberste Knopf absprang, und zerrte an seiner Krawatte. Dann kniete er nieder und grub seine Finger in die harte Erde. Trotz der Kälte schwitzte er — vor Angst, es könnte ihn jemand sehen, vor Angst, er würde die Farce nicht glaubwürdig darstellen können. Mit den erdigen Händen fuhr er über seine Kleider und schließlich über sein Gesicht. Er war fertig.

Im Licht der Straßenlaterne an der Ecke betrachtete er sich im Schaufenster eines leerstehenden Ladens. Sein Aussehen würde Francey bestimmt täuschen. Sein Gesicht brannte, und er fragte sich, ob seine Finger nicht vielleicht sogar rote Striemen auf seiner Haut hinterlassen hatten.

Nur fünf dunkle Straßen lagen zwischen Smalleys Wohnung und seiner eigenen. Er ging den Rest des Weges in schnellem Tempo und verlangsamte dann seine Schritte, wie um die Erschöpfung anzudeuten, die er nach dem Überfall eines Gangsters fühlen mußte. Er keuchte, als er vor seinem Haus ankam, und als er den Türknopf der Wohnung 3 B drehte und in die Diele stolperte, war er bereits halb überzeugt davon, daß der Überfall tatsächlich stattgefunden hatte.

„Irving!"

Sie flatterte auf ihn zu wie ein Muttervogel, und er ließ sich von ihren Flügeln umfangen.

„Irving, was ist passiert? Wo bist du gewesen?"

„Ich war mit den Jungs zusammen", sagte er, und die tröstende Schulter erstickte seine Stimme.

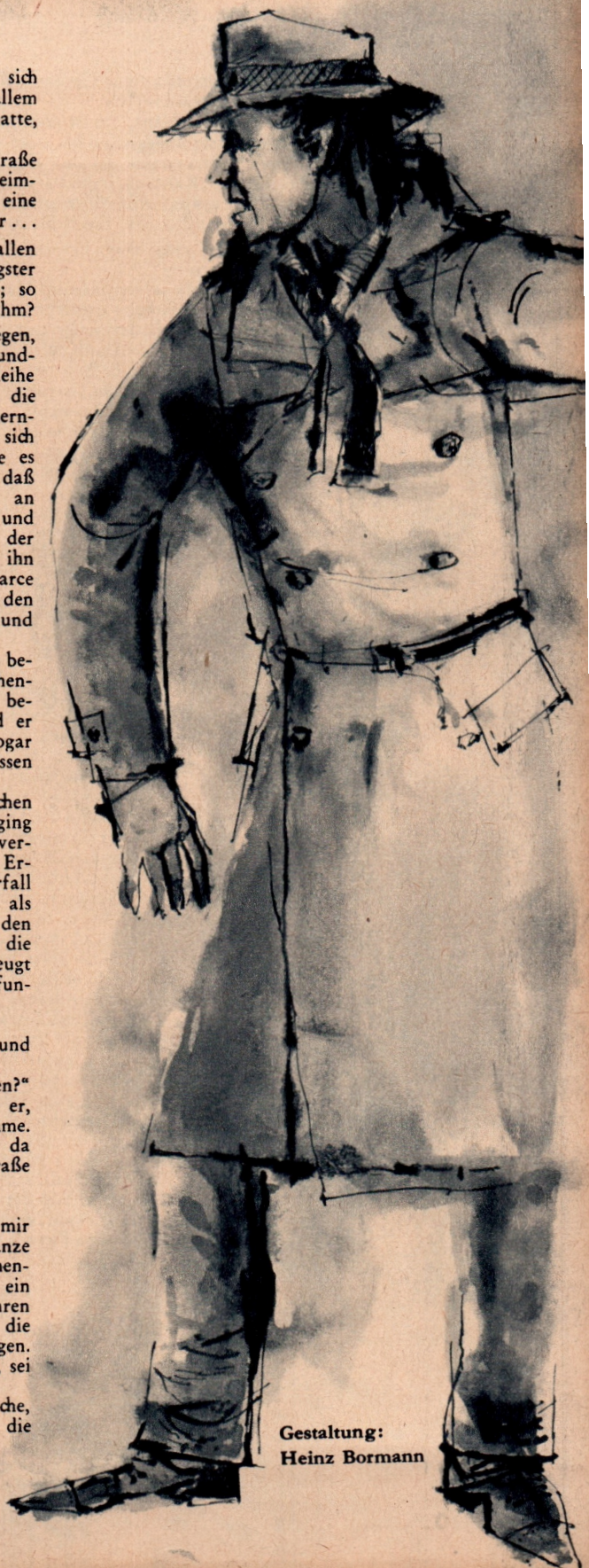
„Dann bin ich nach Hause gegangen, und da springt doch so ein Bandit aus einer Seitenstraße und wirft sich auf mich —"

„Oh, mein Gott! Bist du verletzt?"

„Nein, nein, ich bin ganz okay. Aber er hat mir die Brieftasche geklaut, das Geld für die ganze Woche —" Er ließ sich von ihr zu einem Küchenstuhl führen. Sie war klein und dünn wie ein Sperling, aber er fühlte die Kraft in ihren Armen. Sie betrachtete ihn angstvoll, und die Tränen glänzten in ihren schönen, großen Augen.

„Ich bin wirklich ganz in Ordnung Francey, sei unbesorgt. Es ist nur das Geld —"

„Das Geld ist mir ganz egal, Irv, Hauptsache, dir ist nichts passiert." Sie ballte zornig die



Gestaltung:
Heinz Bormann

kleinen Hände. „Ach, diese verdammte Gegend! Warum ist denn die Polizei nicht gekommen? Warum haben sie dir nicht geholfen?“

„Es war gerade niemand in der Nähe, das ist doch immer so. Ich hab noch Glück gehabt, daß mich der Kerl nicht mit dem Messer angegriffen hat oder so was.“

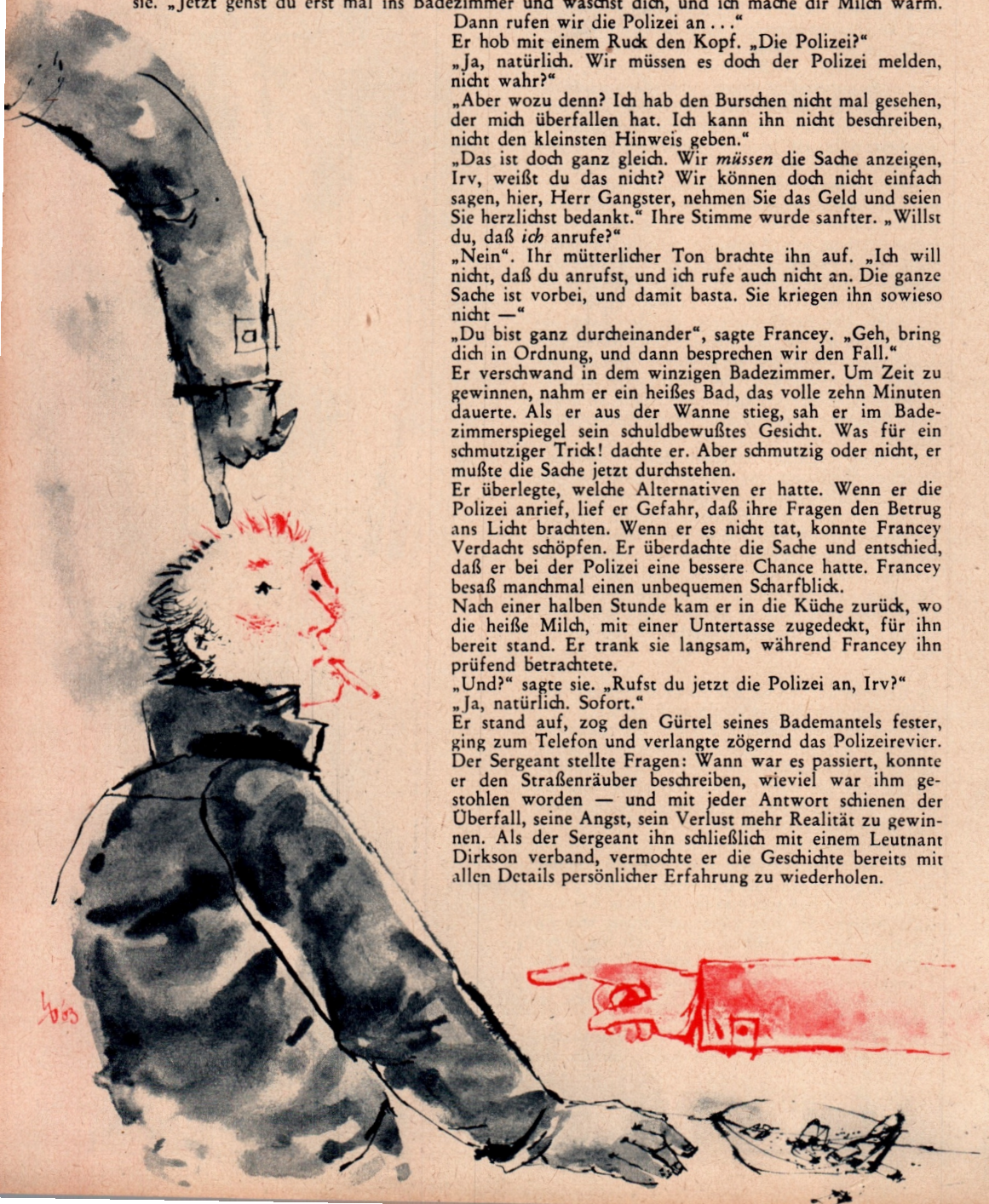
„Gott sei Dank“. Sie schlich kraftlos um den Küchentisch herum und ließ sich auf den andern Stuhl ihm gegenüber fallen. „Kann ich irgend etwas für dich tun?“

„Nein, nichts. Ich will nur etwas heiße Milch trinken und dann ins Bett gehen.“

„Du gehst morgen nicht ins Büro, Irv, bitte! Sie können mal einen Tag ohne dich auskommen.“

„Morgen bin ich doch wieder ganz okay, Francey. Morgen geht's mir wieder großartig. Nur wie wir ohne das Geld hinkommen —“

„Es wird schon gehen. Ich hab was von meinem Haushaltgeld zurückgelegt. Es ist nicht viel, aber für eine Woche reicht es.“ Sie streichelte beruhigend seinen Arm. „Mein armer Irving“, zwitscherte sie. „Jetzt gehst du erst mal ins Badezimmer und wäschst dich, und ich mache dir Milch warm.



Dann rufen wir die Polizei an ...“

Er hob mit einem Ruck den Kopf. „Die Polizei?“

„Ja, natürlich. Wir müssen es doch der Polizei melden, nicht wahr?“

„Aber wozu denn? Ich hab den Burschen nicht mal gesehen, der mich überfallen hat. Ich kann ihn nicht beschreiben, nicht den kleinsten Hinweis geben.“

„Das ist doch ganz gleich. Wir *müssen* die Sache anzeigen, Irv, weißt du das nicht? Wir können doch nicht einfach sagen, hier, Herr Gangster, nehmen Sie das Geld und seien Sie herzlichst bedankt.“ Ihre Stimme wurde sanfter. „Willst du, daß *ich* anrufe?“

„Nein“. Ihr mütterlicher Ton brachte ihn auf. „Ich will nicht, daß du anrufst, und ich rufe auch nicht an. Die ganze Sache ist vorbei, und damit basta. Sie kriegen ihn sowieso nicht —“

„Du bist ganz durcheinander“, sagte Francey. „Geh, bring dich in Ordnung, und dann besprechen wir den Fall.“

Er verschwand in dem winzigen Badezimmer. Um Zeit zu gewinnen, nahm er ein heißes Bad, das volle zehn Minuten dauerte. Als er aus der Wanne stieg, sah er im Badezimmerspiegel sein schuldbewußtes Gesicht. Was für ein schmutziger Trick! dachte er. Aber schmutzig oder nicht, er mußte die Sache jetzt durchstehen.

Er überlegte, welche Alternativen er hatte. Wenn er die Polizei anrief, lief er Gefahr, daß ihre Fragen den Betrug ans Licht brachten. Wenn er es nicht tat, konnte Francey Verdacht schöpfen. Er überdachte die Sache und entschied, daß er bei der Polizei eine bessere Chance hatte. Francey besaß manchmal einen unbequemen Scharfblick.

Nach einer halben Stunde kam er in die Küche zurück, wo die heiße Milch, mit einer Untertasse zugedeckt, für ihn bereit stand. Er trank sie langsam, während Francey ihn prüfend betrachtete.

„Und?“ sagte sie. „Rufst du jetzt die Polizei an, Irv?“

„Ja, natürlich. Sofort.“

Er stand auf, zog den Gürtel seines Bademantels fester, ging zum Telefon und verlangte zögernd das Polizeirevier. Der Sergeant stellte Fragen: Wann war es passiert, konnte er den Straßenräuber beschreiben, wieviel war ihm gestohlen worden — und mit jeder Antwort schienen der Überfall, seine Angst, sein Verlust mehr Realität zu gewinnen. Als der Sergeant ihn schließlich mit einem Leutnant Dirkson verband, vermochte er die Geschichte bereits mit allen Details persönlicher Erfahrung zu wiederholen.

Er begann gerade zu glauben, daß die Sache ganz gut lief, als der Leutnant die Frage in den Apparat schleuderte: „Können Sie hierher zum Revier kommen, Mr. Randall? Ich glaube, wir haben Ihren Mann."

„Was haben Sie?"

„Ich sagte, ich glaube, wir haben Ihren Mann. Wir haben ihn vor einer kleinen Weile aufgegriffen, ganz in der Nähe des Tatortes. Es ist wichtig, daß Sie sofort herkommen."

Irvs Zunge erstarrte in seinem Mund.

„Mr. Randall?"

„Ja", stotterte Irv. „Ja, natürlich, ich komme." Wie hätte er diese Aufforderung ablehnen können?!

„Okay, wir schicken Ihnen einen Wagen. Er ist in fünf Minuten da."

Irv legte den Telefonhörer auf und drehte sich zu Francey um, die ihn mit fragenden Augen ansah.

„Sie glauben, daß sie den Mann schon haben, sie schicken mir einen Wagen." Sein Herz schlug laut. Zuerst Francey, und jetzt die Polizei.

„Da siehst du!" sagte Francey. „Sie haben ihn schon!"

„Aber glaub doch nicht, daß die Sache so glatt geht. Die Polizei greift immer verdächtige Subjekte auf; es ist reine Routine —"

„Ich *weiß*, daß er es ist", sagte Francey. „Du ziehst dich jetzt besser an, Irv."

Er fühlte sich wie ein Verbrecher und keineswegs wie ein Ankläger, als er die Treppe zum Revier 23 hinaufstieg. Es war ganz ruhig dort, aber als er dem Sergeanten hinter dem Schreibtisch seinen Namen nannte, gerieten die Dinge in Bewegung.

Ein breitschultriger Mann in Zivil trat aus dem Hintergrund auf ihn zu und nahm ihn in seine Obhut.

„Hier herein, Mr. Randall", sagte er und führte ihn in den hinteren Raum. Er hatte ein großes, schweißglänzendes Gesicht mit leidenden Augen und einem freundlichen Mund. „Wir haben diesen Burschen genau zu der Zeit aufgegriffen, als Sie überfallen wurden. Ich glaube, es ist gar keine Frage, daß er es war, aber sehen Sie zu, ob Sie ihn identifizieren können."

Irv wollte etwas sagen, aber die Worte blieben ihm in der Kehle stecken.

„Hier ist er. Steh auf, Whitney."

An einem Holztisch, der leer war bis auf einen mit Zigarettenstummeln gefüllten Aschenbecher und eine Sportmütze, saß ein Junge in einer Lederjacke. Als sie eintraten, schob er den Stuhl zurück und stand langsam auf. Sein Rücken beschrieb einen unverschämten Bogen, und die Zigarette schien an seiner Unterlippe festzukleben. Er starrte Irv an. Er hatte hellblondes, fast weißes Haar, und abgesehen von seinem höhnisch verzogenen Mund trug sein Gesicht den Ausdruck von Angst und Unsicherheit.

„Die Zigarette aus dem Mund", sagte der Polizeibeamte scharf. „Und steh gefälligst gerade. Hier ist ein Freund von dir."

„Hab' den Mann nie gesehen."

Irv konnte den Blick des Jungen nicht aushalten.

„Na, erkennen Sie ihn wieder, Mr. Randall?"

„Es war dunkel. Ich — ich sagte Ihnen das ja schon am Telefon. Es war zu dunkel, um irgend etwas zu erkennen."

„Über diesen Punkt machen Sie sich mal keine Gedanken. Wir haben andere Beweise, nicht wahr, Whitney?"

Der Junge schnaubte verächtlich.

„Wieviel Geld hatten Sie bei sich, Mr. Randall?"

„Es waren ungefähr — sechsundneunzig Dollar."

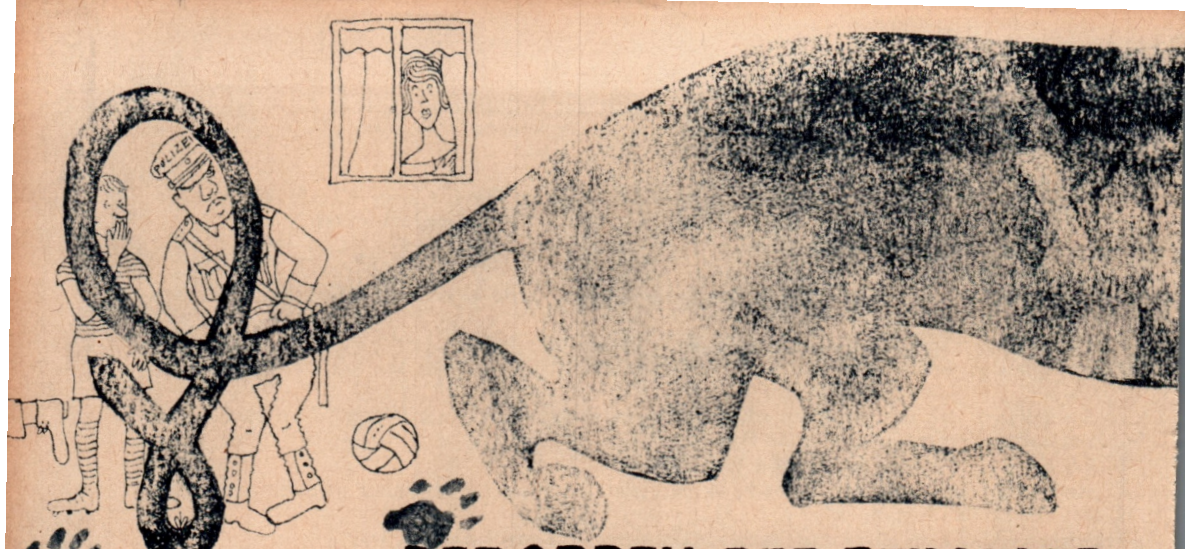
Der große Mann griff in seine Gesäßtasche und zog einen nicht mehr ganz sauberen weißen Umschlag heraus.

„Er muß ein paar Dollar verloren haben, aber zählen Sie selber. Zweiundneunzig Dollar. Er wurde einen halben Block von der Stelle entfernt festgenommen, wo die Sache nach Ihren Angaben passiert ist. Er rannte, als ob der Teufel hinter ihm her wäre. Das meinte ich mit Beweisen."

Irv sah auf die Geldscheine, die der Beamte fächerförmig in der Hand hielt. Er wußte nicht, was er jetzt tun sollte.

„Er ist ein ganz abgebrühter Bursche", sagte der Mann. „Setz dich und benimm dich anständig. Mr. Randall — können Sie bitte hierher kommen?"

Weiter auf Seite 72



DER ORDEN, DER REVOLVER UND DER ZWEIFEL

von Guilherme Figueiredo

Für den Leser ist es wichtig zu wissen, daß der Held dieser Erzählung in Engenho Novo wohnt, einem Stadtviertel, dessen Straßen hin und wieder fotografisch in den Zeitungen wiedergegeben werden unter der Rubrik „Beschwerden und Beanstandungen" mit folgenden Bemerkungen: „Zur Ansicht für den Herrn Präfekten" oder „Wie lange soll das noch weitergehen?" Bei der Menge der Beschwerden, die sie dem Herrn Präfekten einschickten, wurden die Bewohner von Engenho Novo miteinander bekannt. Donna Lala von Nr. 23, die zwei Töchter, zwei Schwiegersöhne, einen Neffen und einen Hund hatte, stand sich mit Herrn Lupercio de Oliveira gut. Heute sieht sie in ihm endgültig ein höheres Wesen. Dieser übernatürliche Mensch der Donna Lala war Drogist, mit einer Gertrudes verheiratet, einer Frau mit geringen Naturanlagen, die zwei Kommoden in das Haus Nr. 30 mitbrachte. Das war eine Art Pension, wo die überwältigende Majestät von Donna Pequina herrschte. Auch sie neigte dazu, Herrn Lupercio als ein übernatürliches Wesen anzusehen, wenn er ihr nicht schon seit drei Monaten die Miete schuldig geblieben wäre.

Es war der nachbarliche Umgang, der in der Seele unseres Helden einen schmerzhaften Verdacht aufkeimen ließ. Mit viel Geschick stellte Amancio aus Nr. 18 Lupercios Frau nach. Der achtenswerte Gatte war beunruhigt und bewaffnete sich sehr zu Recht mit einem Revolver zu seiner Verteidigung, der bis dahin wohlverwahrt in einem alten Koffer lag. Er reinigte ihn, lud ihn in der legitimen Meinung, er verteidige seinen guten Namen, sein Eigentum und die von den Oliveiras noch nie verleugnete Ehre.

„Warum bewaffnest du dich, Liebster? Du erschreckst mich!"

Lupercio fand eine ganz allgemeine Erklärung:

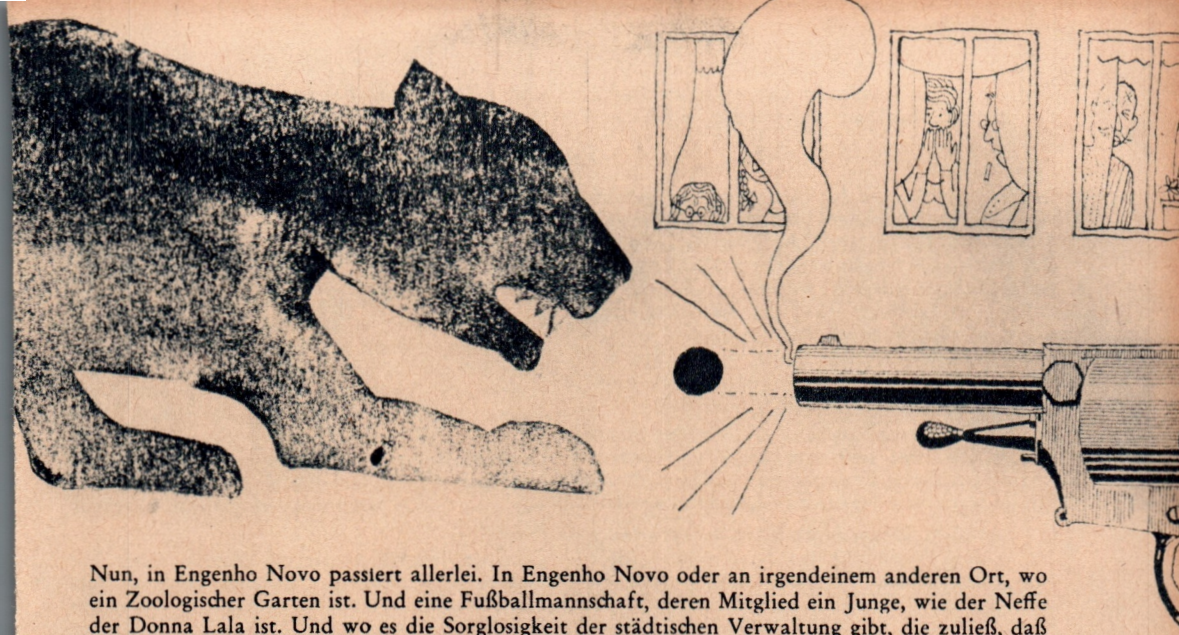
„Man kommt zuweilen spät heim, weißt du ... Man könnte überfallen werden ... Hier gibt es eine Menge Spitzbuben ... wenig Bewachung ... auch die Polizei taugt nichts!"

„Du lügst, Lupercio. Du hast einen Feind! Man bedroht dich, und du willst es mir nicht gestehen!"

„I c h ? Wer sollte mich bedrohen? Ich stehe mich gut mit dem lieben Gott und mit den Menschen."

„Dann laß also die Waffe zu Hause."

Er schüttelte kategorisch den Kopf. Donna Gertrudes war ein wenig verzweifelt und weinte. Aber dann blickte sie auf die kümmerliche, gekrümmte Gestalt ihres Ehemannes und sagte kein Wort mehr.



Nun, in Engenho Novo passiert allerlei. In Engenho Novo oder an irgendeinem anderen Ort, wo ein Zoologischer Garten ist. Und eine Fußballmannschaft, deren Mitglied ein Junge, wie der Neffe der Donna Lala ist. Und wo es die Sorglosigkeit der städtischen Verwaltung gibt, die zuließ, daß bis an die Straßen ohne Baumbewuchs ein so dichter und tiefer Wald heranreicht.

An jenem Tag war die Fußballmannschaft in voller Aktion. Der Verteidiger köpfte, der Halbrechte nahm den Ball auf, verlor aber an Zezenho, der in Nr. 12 wohnt. Zezenho dribbelte gefährlich aufs Tor, und Berto, der Neffe der Donna Lala, machte sich zur Verteidigung fertig. In diesem Augenblick trat aus der Tür von Nr. 30 — mit dem Zahnstocher im Mund — Herr Lupercio. Er hatte gefrühstückt, fühlte sich gestärkt und kehrte in die Drogerie zurück. Er hatte Donna Gertrudes einen knalligen Kuß gegeben und im Vorbeigehen die Nachbarin aus Nr. 27 gegrüßt, die vom Fenster aus mit dem Gemüsehändler stritt. Zezenho war dabei, ein Tor zu schießen. Berto wollte sich nicht überwinden lassen. Aber aus dem Hintergrund einer Gasse drang ein mächtiges Brüllen. Und zwischen den auseinanderklaffenden Torsäulen tauchte der gierige Rachen eines Jaguars auf. Mitten im zwanzigsten Jahrhundert im Stadtteil Sào Sebastio der heldenhaften und rechtmäßigen Stadt Rio de Janeiro. Glauben Sie nicht, ich wäre ein fremder Tourist und erzähle Märchen. Auch klage ich nicht den Herrn Präfekten an, daß er zugestimmt habe, einen Jaguar in einer Straße mit verhältnismäßig starkem Verkehr loszulassen. Nein, dem Herrn Präfekten soll Gerechtigkeit widerfahren. Der Jaguar war aus dem Zoologischen Garten ausgebrochen, als er bemerkte, daß ihn nur einige schadhafte Gitter von der Freiheit trennten. Er flüchtete und nahm seine alten Gewohnheiten an.

Die Fußballmannschaft in Panik. Die Nachbarschaft am Fenster. Schleunigst flieht der Gemüsehändler seinen Stand. Der pensionierte Major aus Nr. 14, der im Pyjama frühstückt, kneift ernst das heldenhafte Auge zu. Bleich ist die Mutter des Stürmers Zezenho. Und schrecklich reckt sich der Jaguar zwischen den Torpfosten hinter Berto. Hierbei erbrachte Herr Lupercio de Oliveira den Nachweis für seine Nützlichkeit auf Erden. Er wirkte genial mit seinem Feiertagshut, den demütigen Augen und seinem ausgebleichten Anzug, der um seinen schwindsüchtigen Körper schlotterte. (Während der Zeit, da ich diese Aufregung schildere, fraß der Jaguar niemanden, womit ich sehr einverstanden bin. Er nahm nur eine würdige Haltung an und heftete die glitzernden Augen verliebt auf Berto.) Ich sagte, Lupercio war genial. Er fuhr mit der Hand in das Jackett und zog unverzagt den in der Sonne blitzenden Revolver hervor. Die Knaben sind erschreckt, verblüfft, verstreut. Berto von Furcht gebannt. Jemand in der Straße hatte nach einem Berichterstatter telefoniert, in der Hoffnung, einen Preis für die Reportage zu erhalten.

Zufällig kam ein Polizist des Weges (wie die Zeitungen berichteten). Aber er ließ klugerweise das wilde Tier seine Autorität nicht fühlen. Geduckt und die gierigen Krallen zeigend, schlich die Wildkatze heran. Berto wurde bleich. Und Lupercio zielte, tat einen Schritt nach vorn und — buummmm! Das Biest machte einen Satz und bewegte sich nicht mehr. Durch die Straße lief — wie auf einer chromatischen Tonleiter — große Erleichterung, und nach einem Augenblick rannte alles zu Lupercio, dem, die Waffe in der Hand, kalter Schweiß auf der Stirne stand.

„Er ist tot", erklärte ein Junge, nachdem er den Körper des Tieres mit dem Fuß angestoßen hatte. Dichtgedrängt stand die Gruppe Menschen um den Retter und das wilde Tier. Der Polizist rückte die Hose zurecht, stülpte die Mütze über das linke Auge und sagte — mitten in den Beifall hinein, der dem Tapferen galt — : „Sie sind verhaftet!"

Und da er das Erstaunen Lupercios wahrnahm, der glaubte, berühmt zu werden, erklärte er bündig:

„Waffenbesitz!"

In diesem Fall hatte der Unterzeichnete, gemeinsam mit den Bewohnern der Straße in Engenho Novo, die für Herrn Lupercio de Oliveira, den Helden des Stadtviertels, von der Regierung einen Orden forderten, weniger Einfluß als die Polizei des Distrikts. Und der städtische Jäger wollte absolut nicht die Notwendigkeit des Gesetzes begreifen, wonach Besitz von Waffen verboten ist. Die Ermittlungen liefen, alles wurde aufgebauscht und endete vor dem Gericht.

Bei der Gerichtsverhandlung erklärte der Staatsanwalt alles mit sehr viel Logik und bedeutsamen juristischen Erwägungen (was immer möglich ist, wenn kein Jaguar da ist, dachte Lupercio).

„Es geht nicht darum, einen Mann zu verurteilen, der in dem Augenblick ein Kind rettete, als es von einem wilden Tier angefallen wurde. Wir erkennen als erste die edle Handlungsweise des Angeklagten an, der sein Leben einsetzte, damit ein anderer gerettet werde. Wir urteilen nicht über den Mord an dem Jaguar. Diese Tat des Angeklagten mildert gewiß die Strafe, die ihn ereilen wird, und wir bitten den Herrn Richter, diese Milderung zu beachten. Aber zu bemerken ist, daß die eine Sache mit der anderen nichts zu tun hat. Der verbotene Waffenbesitz ist ein Verbrechen! Und es geschah nicht in dem Augenblick als der Schuß fiel, sondern bereits vorher, weil der Angeklagte ja den Revolver bei sich trug, bevor er von der Existenz des Jaguars etwas wußte. Wer gab ihm die Erlaubnis, eine Waffe zu tragen? Mit welchem Recht war Herr Oliveira bewaffnet? Dies sind die Fakten, die wir als Beweis ansehen. Welches Motiv hatte der Angeklagte, bewaffnet zu sein?"

Es ist offensichtlich, daß Herr Lupercio de Oliveira öffentlich darüber keine Erklärung abgeben konnte und wollte. Stellen Sie sich vor, er hätte gesagt: „Wegen des Amancio aus der Nr. 18 . . .!" Damit hätte er ein anderes Verbrechen gestanden. Seine Heldentat wäre ins Lächerliche und Verächtliche gezerrt worden. Wer ein bedrohtes Kind rettet, der kann auch die Würde des eigenen Gesichts wahren.

Der Staatsanwalt hatte noch andere Argumente:

„Mehr noch: der Jaguar ist städtisches Eigentum, weil er dem Zoologischen Garten angehört. Er kann nicht von Hinz oder Kunz vernichtet werden. Das ist ein Verbrechen an städtischem Eigentum."

Der Rechtsanwalt (denn Herr Lupercio, der Held des Stadtviertels, mußte sich einen Rechtsanwalt nehmen, damit sein Heldentum vor Gericht bewiesen werde) hielt sich an die Tatsachen:

„Verdienstlicherweise hatte mein Klient nicht die Absicht, die öffentliche Ordnung zu stören. Er ist ein ernsthafter Mensch, ehrbar, arbeitsam und hat niemals etwas getan, was ihn mit den Gerichten in Konflikt gebracht hätte. Er hat einen guten Ruf, er erfüllt seine Bürgerpflichten, und er hat keine Bekanntschaften, die revolutionärer oder kompromittierender Natur sind. Er trug eine Waffe, die er einzig und allein zu seinem Selbstschutz oder zur Verteidigung anderer mit sich führte, so wie er es getan hat. Und daß er notwendig eine Waffe tragen mußte, beweist der Umstand, daß er einen Unschuldigen aus den Pranken eines wilden Tieres rettete. Ich frage: Wie hätte Herr Lupercio de Oliveira das Leben irgendeines Menschen verteidigen können, so wie es ihm sein opferwilliger und altruistischer Sinn gebietet, wenn er keinen Revolver gehabt hätte? Sollte er ungerührt einer danteschen Todesszene zuschauen, wobei ein Junge durch eine wilde Bestie umkommt? Es sei im Gegenteil", bekräftigte weise der Rechtsanwalt, „Lupercios Freilassung von höchstem öffentlichen und gesellschaftlichen Interesse, weil wir womöglich wieder einem Jaguar begegnen könnten."

„Das ist falsch", führte der Richter aus. „Die eine Sache hat mit der anderen nichts zu tun. Ein bewaffneter Mann ist ebenso eine öffentliche Gefahr wie ein Jaguar. Auch liegt in unserem Fall kein Akt ‚höherer Gewalt' vor, weil sich die Waffe ja bereits im Besitz des Angeklagten befand, bevor die Bestie in Engenho Novo auftauchte. Niemand trägt aus Nächstenliebe einen Revolver bei sich. Der Revolver allein ist schon eine Bedrohung, und wer ihn, außer in den Fällen, die das Gesetz vorschreibt, benutzt, zeigt damit bereits einen Hang zum Bösen. Aber mehr noch! Wollte man diesen Mann freisprechen, so würde dies eine Herabwürdigung der Polizei bedeuten und besagen, daß man der städtischen Verwaltung Fehler vorhalte: den schwachen Käfig und den an die Stadt heranreichenden Wald. Und sobald am Tatort die polizeiliche Autorität erscheint, steht es Lupercio nicht mehr zu, die Initiative zu ergreifen und eine Sache zu zerstören, die der Stadtverwaltung gehört. Noch steht es ihm zu, sich über die legale Autorität zu erheben. In Anbetracht dessen usw. usf. verurteile ich . . ."

Und auf diese Weise wurde Lupercio bestraft. Er konnte sich damit trösten, daß seine Tat von epischer Bedeutung war und die Bewohner der Straße erschütterte. Doch quälte ihn eine beängstigende Frage. Er fragte sich, ob nicht Amancio mit begehrlichen Augen seiner Gertrudes nachschaue, während er das Gesetz, die Polizei und die Institutionen achte. Sein naturgegebener Egoismus stand im Kampf mit den großzügigen Eigenschaften des lupercionischen Herzens. Dieser Zweifel wurde noch quälender, als er im Gefängnis die Mitteilung erhielt, daß ihm die Regierung einen Orden mit der Aufschrift „Liebe und Brüderlichkeit" verliehen habe. Das war zur gleichen Zeit, als er erfuhr, daß Donna Gertrudes der eheliche Ruhm völlig gleichgültig und sie mit Amancio aus der Nr. 18 geflüchtet war. Lupercio de Oliveira, zweifelnd am Lauf der Welt, hielt sich in schweigender Zelle für ein höheres Wesen.

(Deutsch von Michael O. Güsten)

Illustration: Rudolf Peschel

Herz-

Bube

Elfriede Brüning:

Wenn Ihre Tochter Liebeskummer hat...

Liebes Magazin! Es ist das erstemal, daß ich an eine Zeitschrift schreibe, aber ich habe großen Kummer. Ich bin 17 Jahre alt, besuche die Oberschule und bin trotz Lateinvokabeln und Sinussatz unsterblich und das erstemal in meinem Leben ernst verliebt.
ER ist zwei Jahre älter als ich und oftmals wochenlang auf See. Ich lernte ihn kennen, als er seinen Urlaub hier in E. verbrachte. Wir beide haben gleiche Interessen, lieben moderne Musik und schwärmen für Manfred Krug. Die drei Wochen, die er hier war, waren für mich die schönsten Tage. Fast täglich waren wir zusammen, und ich fühlte mich wie im siebenten Himmel. Ich versprach ihm, immer an ihn zu denken und natürlich auch treu zu sein. Er bereitete mir aber eine große Enttäuschung damit, daß er mir nicht glaubte. Seiner Meinung nach sind alle Mädchen, deren Freund auf See ist, niemals treu. Er versicherte mir, daß ich ihn in fünf bis sechs Tagen vergessen haben werde...
H. K. aus E.

Der Liebeskummer ist so alt wie die Liebe selbst. Wer von ihm ergriffen wird — und welchem Liebenden kämen nicht von Zeit zu Zeit Zweifel, ob seine Liebe von dem Partner auch erwidert wird? —, gleicht einem Kranken, dem die Mitwelt mit viel Nachsicht begegnen sollte. Das setzt allerdings voraus, daß die Mitwelt, in erster Linie also wohl die Eltern, von der Herzens-„krankheit" ihrer erwachsenen Tochter oder des Sohnes eine Ahnung haben. Wie mag es damit im Falle unserer Briefschreiberin bestellt sein? Wäre es nicht das Natürlichste gewesen, Fräulein H. wäre mit ihrem Herzenskonflikt zunächst zu ihrer Mutter gegangen, um sich bei ihr Rat zu holen? Oder zu einer Freundin, zu der sie Zutrauen hat und die ihr hilft, mit dem ersten Herzenskonflikt ihres jungen Lebens fertigzuwerden? „Es kann auch vorkommen", sagt der Journalist *R. A.*, 36, Berlin, „daß sich Halberwachsene in ihrem Liebeskummer an Fremde wenden, ganz einfach deshalb, weil sie sich frei fühlen möchten, auch frei von elterlichen Ratschlägen."
Wie sieht es aber in anderen Fällen aus? Vertrauen sich die Jugendlichen in ihrem ersten Liebeskummer ihren Eltern an? Rechtfertigen die Eltern das Vertrauen, das die Kinder ihnen entgegenbringen?
Sabine Krauß, 15, Berlin, sagt dazu: „Mit meinen Eltern kann ich nicht sprechen. Mein Vater ist wenig zu Hause, und Mutti hat keine Zeit." Für die Probleme seiner Kinder sollte man eigentlich immer Zeit haben, auch wenn Mann und Frau berufstätig sind und die Freizeit zu Hause knapp bemessen ist. Das Anhören allein tut's freilich nicht, es muß auch das nötige Verständnis vorhanden sein. *Uwe Streng*, 18, aus Bautzen, äußert sich recht skeptisch hierüber: „Meine Eltern? Die würden mir ganz schön den Marsch blasen, wenn

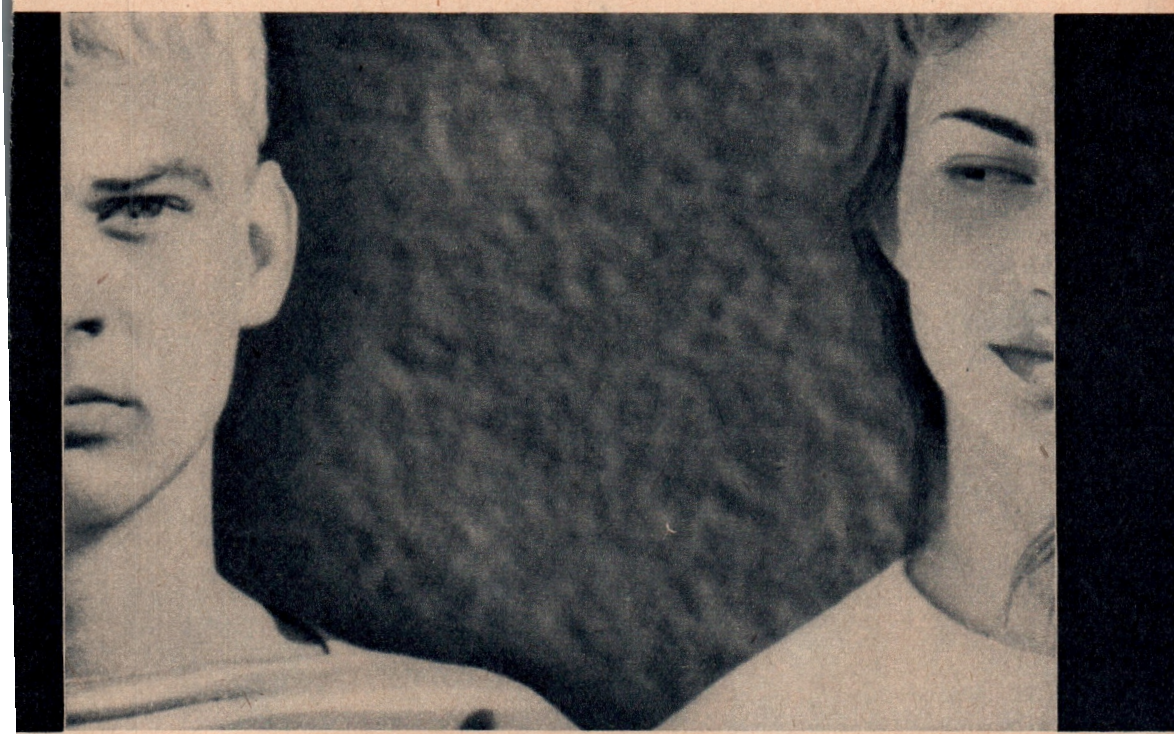
ich sie mit solchen Sachen behelligen würde. Da heißt es: erst mußt du an deinen Beruf denken, Geld verdienen, dir den Wind um die Nase wehen lassen, ehe du auf solche dummen Gedanken kommst. Und dann natürlich: W i r hätten uns das in deinem Alter nicht im Traum einfallen lassen."

Wenn Eltern so argumentieren, dürfen sie sich nicht wundern, wenn der Sohn oder die Tochter späterhin ähnlichen Diskussionen lieber aus dem Wege gehen, das heißt, sich den Eltern gegenüber verschließen. Hand aufs Herz, liebe Eltern: Waren wir denn wirklich früher solche Tugendbolde, die nur ans Fortkommen dachten, keinen Gedanken aber an die Liebe verschwendeten? Um ehrlich zu sein: Ich war eigentlich mit siebzehn, achtzehn permanent verliebt, meistens unglücklich — und am allertiefsten ging der erste Liebeskummer. Es ist sicher kein Zufall, daß gerade die erste Liebe zwischen sehr jungen Menschen immer wieder die Dichter und die Filmregisseure, von Frank Wedekinds „Frühlingserwachen" bis zu Juli Raismans „Und wenn das Liebe ist?" oder Marton Keletis „Ein verregneter Sonntag" zur Gestaltung reizte.

Herr und Frau *Scheitz*, Berlin, Eltern einer 19jährigen Tochter, haben die besondere Problematik, die in der ersten Liebe und dem ersten Liebeskummer liegt, sehr wohl erkannt: „Sehr, sehr behutsam muß man dann vorgehen, um die Gefühle, die gerade in d e m Alter von so wunderbarer Zartheit sind, nicht zu zerstören. Mit viel Taktgefühl wird es einem sicher gelingen, zu helfen und zu heilen."

Auf das Taktgefühl kommt es an. Mit Unverständnis, überheblichem Besserwissen, taktlosem Sich-mit-Gewalt-ins-Vertrauen-Drängen wird man nie echtes Vertrauen junger Menschen erringen können. Und schon gar nicht, will mir scheinen, mit der Methode, die *Arthur K.*, Berlin, für die einzig richtige hält: „Ich versuche stets, die ganze Sache ins Lächerliche zu ziehen und als harmlos hinzustellen. Wenn man so was tragisch nimmt, macht man alles nur noch schlimmer." Und auch *Max Grubinger*, 44, Erlangen, der sich als Diplom-Gewerbelehrer schon von Berufs wegen auf die jugendliche Psyche verstehen sollte, neigt dazu, das Ganze zu bagatellisieren: „Ablenken, nur ablenken. Wenn sie auf andere Gedanken kommen, ist der Weltschmerz meist nur noch halb so groß."

Nun ja, kann man sagen, so sind „Väter": sie nehmen es nicht so ernst mit der Liebe — und schon gar nicht mit dem Liebeskummer. Auch *Horst E.*, 38, Berlin, weist das „Ansinnen" daß er von dem Liebeskummer seiner Kinder Notiz nehmen könnte, mit Entrüstung zurück: „Vielleicht kümmere ich mich darum auch noch!



Sollen sie das gefälligst mit sich allein abmachen." Und auch *Erich Noll*, 38, Greifswald, macht es sich etwas zu leicht: „Meine Kinder sind 15 und 16 Jahre alt. Ich habe ihnen das vortreffliche Buch von Professor Neubert ‚Du und ich' gekauft, und somit glaube ich kaum, daß sie frühzeitig irgendwelchem Liebeskummer verfallen werden." Das gute und nützliche Buch Professor Neuberts, das man wirklich vielen jungen Menschen in die Hände geben sollte, in allen Ehren; aber als Allheilmittel — gegen Liebeskummer?

Auch hier wieder hat der schon vorhin zitierte Journalist R. A. aus Berlin den Kern der Sache besser erfaßt: „Wir reagieren selbstverständlich auf die kleinen Enttäuschungen der Vierzehnjährigen — damit sich auch die Achtzehnjährige, falls ihr einmal das Herz zu ‚zerbrechen' droht, uns anvertraut. Natürlich gibt es für die Behandlung junger Menschen keine Patentrezepte. Aber, wenn man liebevoll auf die kleinen Sorgen des Heranwachsenden eingeht, darf man hoffen, daß er später auch mit seinen ‚größeren' Sorgen vertrauensvoll zu uns kommt."

Ähnlich verständnisvoll äußert sich auch ein anderer Vater, nämlich der Wirtschaftswissenschaftler *Dr. N.*, Berlin: „Bei Konflikten, die immer im großen Familienkreis besprochen werden, ergreifen wir grundsätzlich Partei für den Schwächeren, denn er hat es am nötigsten, daß man sein Selbstbewußtsein wieder richtig hinrückt. Man kann seinen Kindern die Lebenserfahrungen nicht ersparen. Aber man kann sie befähigen, das Leben zu meistern und im Elternhaus dafür eine Stütze zu sehen." Daß Dr. N. mit seiner Methode richtig fährt, beweist seine Tochter *Irene*, 18 Jahre alt: „Ich würde mich nicht wohl fühlen, wenn ich mich nicht über alles zu Hause aussprechen könnte und immer wüßte: hier ist jemand, der dich versteht, ganz gleich, was dich bedrückt. Ich weiß, daß das nicht überall so ist. In meiner Klasse zum Beispiel erwartet ein Mädchen ein Kind. Sie ist jetzt schon im 5. Monat und wagt nicht, mit ihrer Mutter darüber zu sprechen. Aus Angst. So was muß furchtbar sein."

Irene, in einem harmonischen Elternhaus aufgewachsen, wird sich auch nur schwer in die Lage von *Helga H.*, 18, versetzen können, die aus ihrem Urlaubsort an ihre gleichaltrige Freundin schrieb: „Ich hoffe, daß ich durch die Ferien hier einen gewissen Abstand von Jochen gewinne ... Du allein weißt, wie sehr mich die ganze Angelegenheit mitgenommen hat, und ich bin froh, daß ich bei dir mein Herz erleichtern kann. Bei mir zu Hause hat man dafür kein Verständnis — leider."

Nicht in allen Fällen mögen an dem getrübten Eltern-und-Kind-Verhältnis, das aus den Worten dieser Mädchen spricht, die Erwachsenen die Schuld tragen. Viel zu oft aber ist es so. Was soll man zum Beispiel zu einer Mutter sagen, die, wie Frau *Gertrud S.* aus Glauchau, auf unsere Frage, wie sie sich dem Liebeskummer ihrer Tochter gegenüber verhält, prompt zur Antwort gibt: „Passiv natürlich. Denn wenn man sich da einmischt, macht man sich doch nur unbeliebt. Am besten so tun, als wäre nichts. So was geht schnell vorbei." Auch *Frau W.* aus Berlin erklärte kategorisch: „Ich stehe auf dem Standpunkt, daß Liebeskummer für ein Mädchen mit 18 Jahren noch ein fremder Begriff ist. Sie soll sich erst mal um wichtigere Dinge kümmern."

Der Wunsch vieler Eltern, daß Tochter und Sohn, möglichst unbehelligt durch seelische Erschütterungen, zunächst ihre Berufsausbildung abschließen sollten, bevor sie an Liebe und Heirat oder gar an die Gründung einer eigenen Familie denken, ist an sich verständlich. Leider geht es aber im Leben nicht so chronologisch zu. Tatsache ist, daß die sexuelle Reife junger Menschen heute durchschnittlich um ein bis zwei Jahre früher eintritt als in vorigen Generationen. Die Erwachsenen tun klug daran, sich mit dieser Tatsache nicht nur abzufinden, sondern ihr auch in ihrer Verhaltensweise den Heranwachsenden gegenüber Rechnung zu tragen. Es nützt nichts, den Kopf in den Sand zu stecken, und noch niemals wurde mit übertriebener Strenge etwas erreicht. Müttern vom Schlage der Frau W., die ihren Töchtern Liebeskonflikte allenfalls ab 25 zugestehen, möchte ich raten, mal einen Blick in unsere Kliniken zu werfen, wo die 14- bis 15jährige Mutter schon kein Einzelfall mehr ist. „Verdorbene Jugend?" Sind es nicht eher die Erwachsenen, die in diesen Fällen kläglich versagt haben, da sie nicht imstande waren, dem heranwachsenden Menschen den nötigen Halt zu geben?

Fassen wir zusammen: Daß ein junger Mensch, gleichgültig, ob mit fünfzehn oder mit achtzehn, schon mal Liebeskummer hat, ist ganz normal. Wichtig ist, wie er mit diesem Erlebnis fertig wird. Die Zeiten Werthers, der sich aus Liebeskummer erschoß, sind wohl zum Glück vorbei. Aber noch immer ist jeder junge Mensch, der zum erstenmal liebt, labil, kann er, sofern er in seiner Umwelt auf Unverständnis oder Gleichgültigkeit stößt, leicht Schaden nehmen. Der Jugendliche, dem man heute im Berufsleben volles Vertrauen schenkt, der sich in der Arbeit bewährt, der bereits wählen darf, hat ein Recht darauf, auch in seinen Liebesangelegenheiten ernstgenommen zu werden. Seien wir stolz darauf, wenn er unsere Hilfe sucht, und bemühen wir uns, uns seines Vertrauens würdig zu erweisen, indem wir ihm wie ein echter Freund, der seine Gefühle achtet, zur Seite stehen.

Diesen Rat geben wir auch den Eltern von Fräulein H. K. aus E., deren Brief Anlaß zu dieser Umfrage war.

Und Hatem duzte Suleika . . .

Goethes Briefwechsel mit Marianne von Willemer

Der Große von Weimar stand 1819 vor der Vollendung seines 70. Lebensjahres. Christiane war vor drei Jahren gestorben. Da brach seine Liebe zu Marianne, die im „West-Östlichen Divan" ihr unsterbliches Denkmal fand, noch einmal auf. Aus dieser stammt der einzige Brief Goethe-Hatems an Marianne-Suleika, in dem der Dichter ihr „Du" sagt . . .

Goethe an Marianne

Den schönsten Augenblick der Täuschung erlebt ich. Der verehrte Freund tritt in's Zimmer die geliebte Freundin hofft ich im Hinterhalte. Da fühlt ich recht daß ich ihr noch immer angehöre. Sagen Sie mir bald ein Wort. Hierbey wieder Fragmente; das Ganze folgt bald als Zeugniss fortwährender Unterhaltung mit der Entfernten.

Und so fort und für ewig

W. d. 26. März 1819 G.

Marianne an Goethe

Baden, den 19. July 1819

Daß ich so lange gezögert, für Ihre herzlichen Worte zu danken, ist kaum zu entschuldigen, denn ich fürchte, meine Schuld zu vergrößern, wenn ich mich auf ein Gefühl berufe, was mich im Augenblick unfähig machte, so viele Güte zu erwidern; einmal aufgeschoben findet man den rechten Zeitpunct nicht, und man erscheint als undankbar, wenn man sich auch hierüber keine Vorwürfe zu machen hat.

Ich war überrascht, gerührt, ich weinte bey den Erinnerungen einer glücklichen Vergangenheit; es kam mir fast alles wie ein Traum vor, den ich mir in der Gegenwart wiederholte, um ihn nicht zu vergessen. Daß Willemer Sie gesehen, gesprochen hatte, vermehrte das Unbegreifliche meines Zustandes, ja selbst was er mir von Ihnen schrieb und Ihr eigener Brief vollendete meine Verwirrung; ich konnte oder ich wußte nicht zu antworten . . .

Wie glücklich würde ich seyn, Sie hier zu wissen, selbst wenn ich nicht mehr anwesend seyn sollte! es bliebe immer die schöne Hoffnung, Sie bey uns auf der Mühle zu sehen. — Ich falle schon wieder in meinen alten Fehler; so bescheiden auch meine Wünsche im Ganzen seyn mögen: wenn ich mir sie erfüllt denke, erscheinen sie mir verwegen.

Lassen Sie einiges von dem Gesagten in der Stille in Ihrem Herzen wirken, legen Sie einige richtige Gründe für die Sache in die Wagschale, und wer weiß ob es nicht die Schwierigkeiten dagegen aufwiegt . . .

Ich würde mich sehr freuen, wenn ich noch einige Zeilen in Baden erhielt'; freylich darf ich es kaum hoffen, denn ich habe es nicht verdient, und dennoch könnte Ihnen meine Adresse bey HE. Domänenverwalter Hugenest fehlen, wenn sie nicht hier stünde.

Von ganzem Herzen grüßt Sie

Marianne

Goethe an Marianne

Nein, allerliebste Marianne, ein Wort von mir sollst du in Baden nicht vermissen, da du deine Lieben Lippen wieder walten lässest und ein unerfreuliches Stillschweigen brechen magst. Soll ich wiederhohlen daß ich dich von der Gegenwart des Freundes unzertrennlich hielt und daß bey seinem treuen Anblick alles in mir rege ward was er uns so gern und edel gönnt. Ob du gleich schwiegst hatte ich allerley zurecht gelegt, der Rückkehrende vermied uns und es blieb liegen. Nun da du sagst, und so lieblich, daß du mein gedenckst und gern gedencken magst; so höre doppelt und dreyfach die Versicherung daß ich jedes deiner Gefühle herzlich und unabläßig erwiedre. Möge dich dies zur guten Stunde treffen, und dich zu einem recht langen Commentar über diesen kurzen Text veranlassen. Wäre ich Hudhud ich liefe dir nicht über den Weg, sondern schnurstracks auf dich zu. Nicht als Boten, um mein selbst willen müßtest du mich freundlich aufnehmen. Zum Schluß den frommen liebevollen Wunsch

Eja! wären wir da!

W. d. 26. Jul. 1819 G.

Herbert Sandberg:

Der freche Zeichenstift

Charlie

Karol Ferster

Im vergangenen Jahr erschien im Eulenspiegel-Verlag ein kleines Bändchen „Szpilki und ihre Zeichner“*), das 31 Karikaturisten vorstellt. Fast zur gleichen Zeit sah man in Moskau eine Ausstellung der polnischen Karikatur, auf der 37 Zeichner vertreten waren. Und im Mai 1962 fragte ich im „Zeichenstift“: „Wieso hat Polen soviel Karikaturisten?“

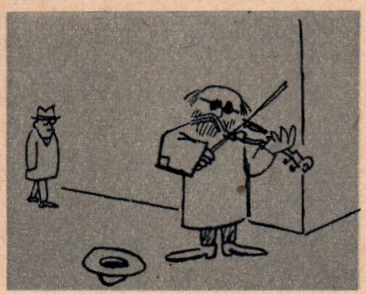
Als ich im Sommer dieses Jahres Warschau zum ersten Mal besuchte, frischte ich, wie immer vor Auslandsreisen, meine Geschichtskenntnisse auf, und da kam mir die Antwort, die ich bisher nur vermutete. Ein Land, das anderthalb Jahrhunderte von seinen Nachbarn aufgeteilt und seiner nationalen Selbständigkeit beraubt war, mußte auch alle geistigen Mittel einsetzen im Kampfe um seine Unabhängigkeit. Wir können das in der Literatur (Mizkiewicz), Musik (Chopin), Malerei (Matejko) verfolgen, und natürlich ganz besonders in der Satire. Wer die Lacher auf seiner Seite hat, dem ist mit dem Pathos der Gewalt schwer beizukommen. Oder wie es der Dichter Stanislaw Jerzy Lec formulierte: „Die Satire hat auszugraben, was das Pathos zugeschüttet hat.“

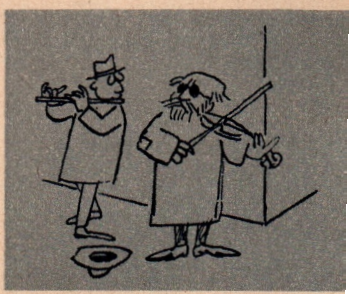
Wie ihn André François sieht

Satiriker sind ja keine Spaßmacher. Es sind ernste, oft sogar mürrische Leute. Doch in Warschau traf ich einen sehr freundlichen. Oder fänden Sie es nicht freundlich, wenn Sie kurz vor Mitternacht in der Hauptstadt eines fremden Landes ankommen und dort unverabredet abgeholt werden? Karol Ferster, der sympathische Zeichner, und der Fotomonteur Berman empfingen mich vor dem Warschauer Hauptbahnhof. Sie brachten mich ins Hotel und zeigten mir tags darauf Warschau.

Fersters Schicksal, er wurde im vergangenen Jahr 60, scheint mir typisch für die polnische Intelligenz unserer Tage. Der Sohn eines Krakauer Rechtsanwalts und Kunstmäzens sollte natürlich kein Hungerleider werden. Und obwohl sein malerisches Talent frühzeitig erkannt wurde, mußte er erst einmal Jura studieren, was er auch bis zum Doktorhut tat. Die Malerfreunde seines Vaters setzten aber durch, daß er gleichzeitig die Kunstakademie besuchen durfte. Nach Beendigung des Doppelstudiums, versuchte Ferster den Broterwerbsberuf

*) *„Szpilki“ heißt Nadeln und ist der Warschauer „Eulenspiegel“*





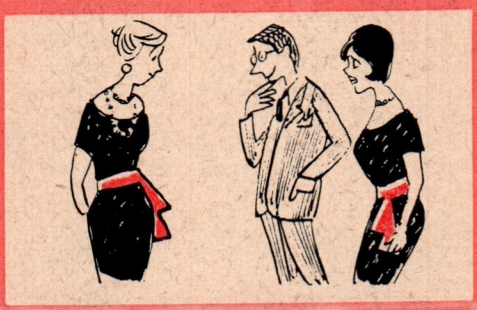
zu ergreifen, denn wer kauft schon die Bilder eines unbekannten Malers. Doch die streitbaren Beleidigungskläger interessierten den Herrn Referendar mehr als Modelle für sein Skizzenbuch denn als Klienten. Er sah mehr die Komödie der menschlichen Unzulänglichkeit als die Tragödie in ihrer Jurisdiktion. Und nach ein paar Wochen hatten sie sich beide satt, das Gericht und der Jungadvokat. Er floh aus Vaters Praxis und verdingte sich als Zeichenlehrer in einem Krakauer Gymnasium. Nachmittags fand er Zeit zum Malen, und das erste ernste Malwerk, was Anerkennung fand, wurde von einer Teefirma angekauft — und als Plakat verwendet. Aber Ferster war hartnäckig, seine Passion war nun mal die Bildermalerei, der er auch bis zum zweiten Weltkrieg huldigte. 1929 schickte er einmal, wie man das so als junger Künstler tut, eine Zeichnung an die Krakauer literarisch-wissenschaftliche Zeitschrift „Kurier Literacko Naukowy", und damit begann nebenbei seine pressezeichnerische Laufbahn. Zuerst nahm er sie nicht sehr ernst, er war ja ein Malersmann und nannte sich „Charlie", denn sein richtiger Name gehörte nur in die linke Ecke seiner ölgemalten Bilder. Charlie nannte er sich aus Verehrung für den größten Satiriker seiner Zeit, Charlie Chaplin. Ab 1930 zeichnete er dann auch noch für ein humoristisches Blatt, das sich „Spatzen auf dem Dach" nannte. Und als 1939 die Nazis kamen, wollten sie dem Spatzen wohl aufs Dach steigen, doch das Nest war leer. Unser Freund war nach Lwow geflohen, wo er Mitarbeiter der Kooperative „Chudoschnik" wurde, einer Filiale des Moskauer

„Bitte hauchen Sie mal!"

Milchbar
Geschlossen wegen Warenannahme

„Wenn das die glücklichste Periode im menschlichen Leben sein soll, was wird weiter sein?"

Was SIE und ER nicht gern hat . .



„Was für ein entzückendes Kleid. Wo haben Sie das gekauft?"

Wenn sie ihn beim Erzählen eines guten Witzes unterbricht und dann die Pointe verpfuscht . . .

Wenn sie vom Friseur nach Hause kommt und er ausgerechnet in diesem Moment zärtlich wird . . .

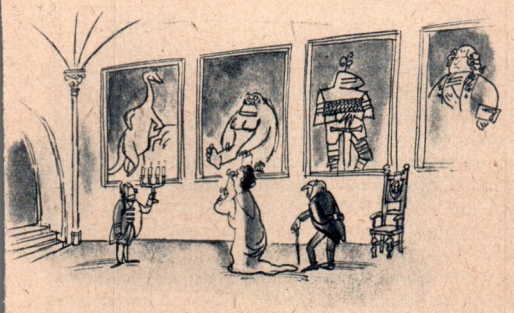
„Also, sag doch endlich, welche ich nehmen soll: die oder die?"

„Eine fabelhafte Torte! Du solltest dir das Rezept nehmen."

Wenn sie seine Sachen probiert und behauptet, ihr stehen sie viel besser . . .

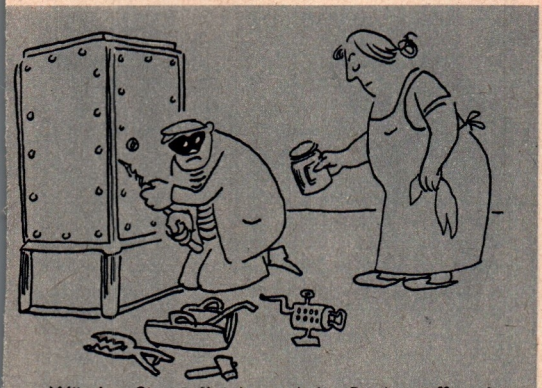
„Sieh mal, wen ich getroffen habe; er hat versprochen, zu Mittag zu bleiben."

„Sag mir doch was Nettes . . ."

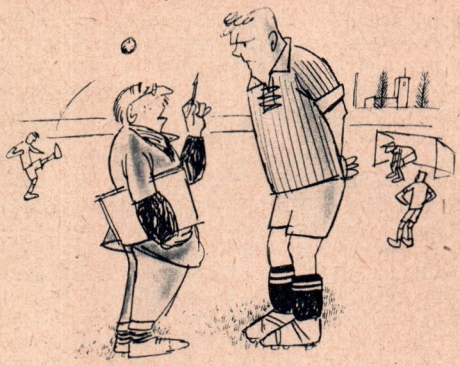


„Ja, Gräfin, ich stamme aus einer sehr alten Familie."

Moderne Zeiten

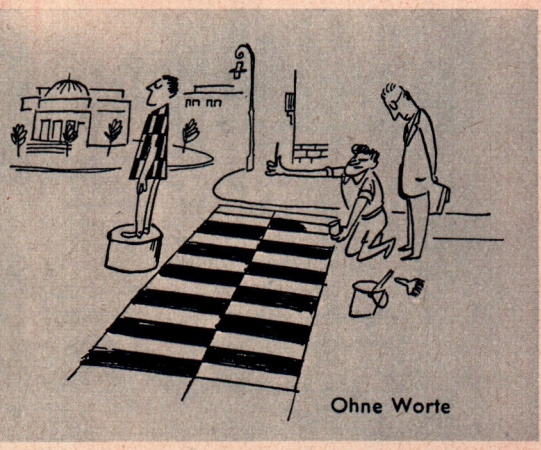


„Würden Sie vielleicht mal die Büchse öffnen?"



„Wie ist es bei euch mit der Sparsamkeit, benötigt ihr wirklich alle 11 Spieler?"

„Die hab' ich im Quiz gewonnen . . ."



Ohne Worte

„Krokodil". Aber die Faschisten kamen auch nach Lwow und steckten Ferster in ein Konzentrationslager. Mit Hilfe von Freunden gelang die Flucht, er entkam nach Warschau. Bei der jetzt illegalen Arbeit erfolgte die zweite Verhaftung. Noch einmal gelang ihm die Flucht. Er schloß sich der Widerstandsbewegung an. Erst 1945 tauchte er in Paris auf. Er organisierte die Intelligenz in der polnischen Emigration, arbeitete als zeichnerischer Korrespondent bei der Pariser polnischen Zeitung „Gazetta Polska", malte, zeichnete und stellte aus.

Seit 1950 ist Ferster wieder in Warschau. Er verschrieb sich endgültig der Karikatur und Illustration. Man sah jetzt seine Arbeiten in vielen polnischen Zeitungen und Zeitschriften. 1951 bekam er den Nationalpreis und ist heute einer der beliebtesten Karikaturisten Polens, der wohl nur in stillen Ferienstunden seiner unglücklichen Liebe zur Malerei nachweint.

Elke Klent:

DAS HAUS

„Eichsfeld... eine einförmige Hochfläche von 400 bis 450 Meter mittlerer Höhe ... ein fast durchweg rauhes und ödes Land, eine Muschelkalkplatte, die mit ihren Bänken weißlich-grauen Kalkgesteins nur eine sehr dünne, kümmerliche Bodenkrume enthält. Da der Kornertrag für die Bewohner nicht ausreicht, wandern die Eichsfelder in Scharen aus, um in der Fremde als Fabrik- und Feldarbeiter ihr Brot zu verdienen ...“ So steht es in meiner alten Brockhaus-Ausgabe.

Heute ist das Eichsfeld, im nördlichen Thüringen gelegen, Grenzgebiet; die Bevölkerung, so weiß man, ist streng katholisch. Schon auf der Fahrt ins Eichsfeld, von Mühlhausen aus, trifft man alle paar Kilometer auf Heiligenbilder. Heiligenstadt — ich erinnere mich, daß Theodor Storm hier acht Jahre lang als Amtsrichter tätig war und sich sehr wohlgefällig über den hiesigen Menschenschlag geäußert hat. Doch unser Ziel ist Leinefelde, der kleine, verträumte, knapp dreitausend Einwohner zählende Ort, der seit kurzem aus seiner beschaulichen Ruhe aufgescheucht wurde: unser Arbeiter- und Bauern-Staat baut hier die bisher größte und modernste Baumwollspinnerei und -Zwirnerei der DDR — ein Werk, mit dem das unterm Kapitalismus vernachlässigte, zurückgebliebene Eichsfeld einen Riesensprung in den Sozialismus tut. Was sagen nun die Eichsfelder zu „ihrem“ Werk?

„Der“ Bürgermeister von Leinefeld, der sich zu meiner Genugtuung als eine Frau entpuppt, und als eine charmante dazu, Stefanie Janetzki, sieht mich nachdenklich an. „Man kann nicht sagen“, meint sie, „daß die Leinefelder sofort hellbegeistert waren. Natürlich wissen die meisten, daß das Werk eine große und schöne Sache ist, besonders für die heranwachsende Jugend, der mit einem Schlage große Entwicklungsmöglichkeiten geboten werden. Aber zunächst geht hier alles ein bißchen drunter und drüber ... Und die Leinefelder sind an Ruhe gewöhnt.“

Frau Janetzki selbst ist eine „Zugewanderte“; sie ist Anfang des Jahres, aus dem Bezirk Leipzig kommend, sozusagen kopfüber in die Leinefelder „Großbaustelle“ hineingesprungen. „Unsere Einwohnerzahl wird sich bis 1965 fast verdoppelt haben“, sagt sie. „Darauf müssen wir uns einstellen. Wir bauen zunächst 800 Wohnungen, einen kombinierten Kindergarten mit Krippe mit 100 beziehungsweise 64 Plätzen, eine Poliklinik, eine Apotheke. Die Polytechnische Oberschule wird erweitert, eine große Turnhalle wird angebaut: Unser größtes Problem ist zur Zeit die mangelhafte Wasserversorgung; das Werk verbraucht mehr Wasser, als die alten Pumpen heranschaffen können. Aber ein neues Pumpenwerk mit zwei Hochbehältern, die den ganzen Ort versorgen werden, ist bereits im Bau. Ein zweites Problem ...“ sie lächelt — „sind die vielen ledigen Bauarbeiter ...“

Aber sie wird ernst, als unser Gespräch das wirkliche Problem berührt, wie die Frauen für die Arbeit im Werk gewonnen werden. In Kürze werden sich 105 000 Spindeln in der Halle drehen, die von 2 000 Frauen bedient werden müssen. Woher kommen die Frauen, und kommen sie gern? Frau Janetzki sagt: „Viele Frauen, die gern arbeiten würden, wissen nicht, wo sie die Kinder lassen sollen, deshalb werden wir Kindergärten einrichten. Wir wollen die älteren Frauen vorwiegend im Ort, beispielsweise im Handel beschäftigen, damit die jüngeren für die Spinnerei frei werden. Natürlich läßt sich so etwas nicht übers Knie brechen. Wir werden noch viel Geduld, viel Überzeugungskraft aufwenden müssen.“

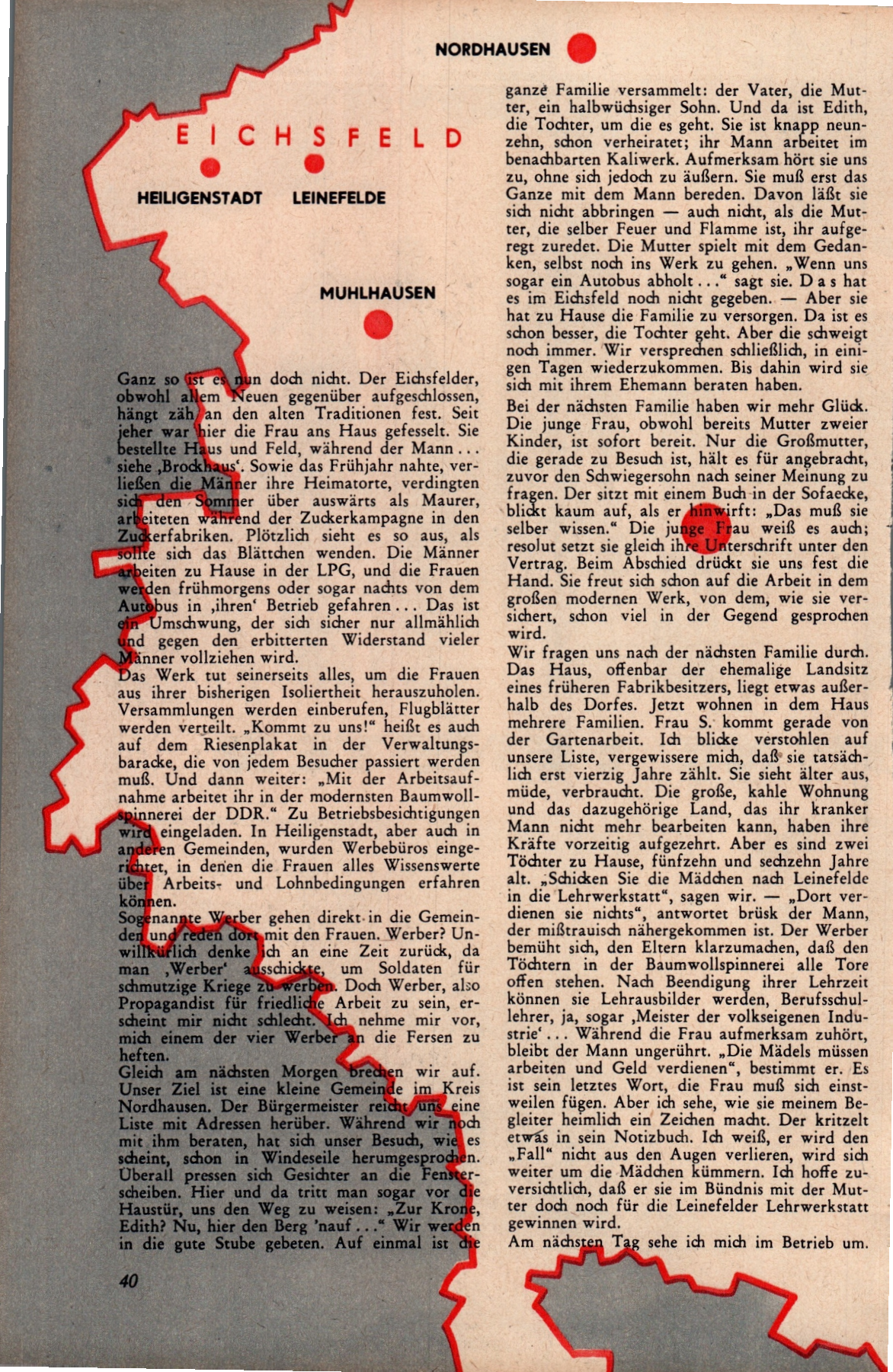
Der Werkleiter, ebenfalls ein „Zugewanderter“ aus einem sächsischen Spinnereibetrieb, ist optimistischer, wie mir scheint. „Mit dem Wachsen des Werkes wächst auch das Interesse der Bevölkerung an der Arbeit“, sagt er. „Schon jetzt bekommen wir Bewerbungen aus der ganzen Republik. Aber wir nehmen von auswärts nur Facharbeiter.“ Er erzählt, daß das Werk gleich zu Anfang zweihundert Menschen in die Baumwollspinnereien nach Sachsen geschickt habe, um dort zu lernen. Leider seien nur sechzig zurückgekommen; die anderen hätten in Sachsen geheiratet, seien dort hängengeblieben ...

„Zur Zeit wird im Werk in erster Linie angelernt. Die Frauen werden in sechs bis zwölf Wochen, je nach Eignung, zu Streckerinnen, Flyerinnen oder zu Ringspinnerinnen qualifiziert. In einem theoretischen Grundlehrgang können sie sich an drei Tagen der Woche einiges grundsätzliches Wissen aneignen. Eine Betriebsakademie ist im Aufbau. Wir setzen jetzt alles daran, um die Bedingungen für eine gute Planerfüllung im nächsten Jahr zu schaffen; dazu müssen wir Fachkräfte heranbilden ...“ Er stockt, kramt in Papieren. Ich weiß, daß sein Tag streng eingeteilt ist. Trotzdem stelle ich ihm die Frage, die mir auf den Lippen liegt: „Hätte man das Werk nicht in einer anderen Gegend aufbauen können — wo die nötigen Fachkräfte schon vorhanden sind?“

Er sieht mich lächelnd an. „Natürlich hätten wir mit demselben Geld eine der sächsischen Baumwollspinnereien erweitern können. Aber vergessen Sie nicht: wir wollen ja gerade den Bewohnern dieses früheren ‚Notstandsgebietes‘ eine Perspektive geben. Außerdem: in Sachsen sind Arbeitskräfte dünn gesät. Aber hier wurden allein in den Kreisen Worbis und Heiligenstadt 7 500 nicht berufstätige, arbeitsfähige Menschen ermittelt.“

„Dann können Sie sich also vor Bewerbern nicht retten?“

OHNE FENSTER



Ganz so ist es nun doch nicht. Der Eichsfelder, obwohl allem Neuen gegenüber aufgeschlossen, hängt zäh an den alten Traditionen fest. Seit jeher war hier die Frau ans Haus gefesselt. Sie bestellte Haus und Feld, während der Mann ... siehe ‚Brockhaus'. Sowie das Frühjahr nahte, verließen die Männer ihre Heimatorte, verdingten sich den Sommer über auswärts als Maurer, arbeiteten während der Zuckerkampagne in den Zuckerfabriken. Plötzlich sieht es so aus, als sollte sich das Blättchen wenden. Die Männer arbeiten zu Hause in der LPG, und die Frauen werden frühmorgens oder sogar nachts von dem Autobus in ‚ihren' Betrieb gefahren ... Das ist ein Umschwung, der sich sicher nur allmählich und gegen den erbitterten Widerstand vieler Männer vollziehen wird.

Das Werk tut seinerseits alles, um die Frauen aus ihrer bisherigen Isoliertheit herauszuholen. Versammlungen werden einberufen, Flugblätter werden verteilt. „Kommt zu uns!" heißt es auch auf dem Riesenplakat in der Verwaltungsbaracke, die von jedem Besucher passiert werden muß. Und dann weiter: „Mit der Arbeitsaufnahme arbeitet ihr in der modernsten Baumwollspinnerei der DDR." Zu Betriebsbesichtigungen wird eingeladen. In Heiligenstadt, aber auch in anderen Gemeinden, wurden Werbebüros eingerichtet, in denen die Frauen alles Wissenswerte über Arbeits- und Lohnbedingungen erfahren können.

Sogenannte Werber gehen direkt in die Gemeinden und reden dort mit den Frauen. Werber? Unwillkürlich denke ich an eine Zeit zurück, da man ‚Werber' ausschickte, um Soldaten für schmutzige Kriege zu werben. Doch Werber, also Propagandist für friedliche Arbeit zu sein, erscheint mir nicht schlecht. Ich nehme mir vor, mich einem der vier Werber an die Fersen zu heften.

Gleich am nächsten Morgen brechen wir auf. Unser Ziel ist eine kleine Gemeinde im Kreis Nordhausen. Der Bürgermeister reicht uns eine Liste mit Adressen herüber. Während wir noch mit ihm beraten, hat sich unser Besuch, wie es scheint, schon in Windeseile herumgesprochen. Überall pressen sich Gesichter an die Fensterscheiben. Hier und da tritt man sogar vor die Haustür, uns den Weg zu weisen: „Zur Krone, Edith? Nu, hier den Berg 'nauf ..." Wir werden in die gute Stube gebeten. Auf einmal ist die ganze Familie versammelt: der Vater, die Mutter, ein halbwüchsiger Sohn. Und da ist Edith, die Tochter, um die es geht. Sie ist knapp neunzehn, schon verheiratet; ihr Mann arbeitet im benachbarten Kaliwerk. Aufmerksam hört sie uns zu, ohne sich jedoch zu äußern. Sie muß erst das Ganze mit dem Mann bereden. Davon läßt sie sich nicht abbringen — auch nicht, als die Mutter, die selber Feuer und Flamme ist, ihr aufgeregt zuredet. Die Mutter spielt mit dem Gedanken, selbst noch ins Werk zu gehen. „Wenn uns sogar ein Autobus abholt ..." sagt sie. D a s hat es im Eichsfeld noch nicht gegeben. — Aber sie hat zu Hause die Familie zu versorgen. Da ist es schon besser, die Tochter geht. Aber die schweigt noch immer. Wir versprechen schließlich, in einigen Tagen wiederzukommen. Bis dahin wird sie sich mit ihrem Ehemann beraten haben.

Bei der nächsten Familie haben wir mehr Glück. Die junge Frau, obwohl bereits Mutter zweier Kinder, ist sofort bereit. Nur die Großmutter, die gerade zu Besuch ist, hält es für angebracht, zuvor den Schwiegersohn nach seiner Meinung zu fragen. Der sitzt mit einem Buch in der Sofaecke, blickt kaum auf, als er hinwirft: „Das muß sie selber wissen." Die junge Frau weiß es auch; resolut setzt sie gleich ihre Unterschrift unter den Vertrag. Beim Abschied drückt sie uns fest die Hand. Sie freut sich schon auf die Arbeit in dem großen modernen Werk, von dem, wie sie versichert, schon viel in der Gegend gesprochen wird.

Wir fragen uns nach der nächsten Familie durch. Das Haus, offenbar der ehemalige Landsitz eines früheren Fabrikbesitzers, liegt etwas außerhalb des Dorfes. Jetzt wohnen in dem Haus mehrere Familien. Frau S. kommt gerade von der Gartenarbeit. Ich blicke verstohlen auf unsere Liste, vergewissere mich, daß sie tatsächlich erst vierzig Jahre zählt. Sie sieht älter aus, müde, verbraucht. Die große, kahle Wohnung und das dazugehörige Land, das ihr kranker Mann nicht mehr bearbeiten kann, haben ihre Kräfte vorzeitig aufgezehrt. Aber es sind zwei Töchter zu Hause, fünfzehn und sechzehn Jahre alt. „Schicken Sie die Mädchen nach Leinefelde in die Lehrwerkstatt", sagen wir. — „Dort verdienen sie nichts", antwortet brüsk der Mann, der mißtrauisch nähergekommen ist. Der Werber bemüht sich, den Eltern klarzumachen, daß den Töchtern in der Baumwollspinnerei alle Tore offen stehen. Nach Beendigung ihrer Lehrzeit können sie Lehrausbilder werden, Berufsschullehrer, ja, sogar ‚Meister der volkseigenen Industrie' ... Während die Frau aufmerksam zuhört, bleibt der Mann ungerührt. „Die Mädels müssen arbeiten und Geld verdienen", bestimmt er. Es ist sein letztes Wort, die Frau muß sich einstweilen fügen. Aber ich sehe, wie sie meinem Begleiter heimlich ein Zeichen macht. Der kritzelt etwas in sein Notizbuch. Ich weiß, er wird den „Fall" nicht aus den Augen verlieren, wird sich weiter um die Mädchen kümmern. Ich hoffe zuversichtlich, daß er sie im Bündnis mit der Mutter doch noch für die Leinefelder Lehrwerkstatt gewinnen wird.

Am nächsten Tag sehe ich mich im Betrieb um.

Wer das Gelände zum erstenmal betritt, glaubt sich auf einen Riesenbauplatz verschlagen. Scheinbar unorganisiert wimmeln da Menschen durcheinander. An Kippern und schwerbeladenen Lastern vorbei, über Gleise und aufgeworfene Erdhügel führt unser Weg. Meine Begleiterin kennt sich gut aus. Sie ist Abiturientin, hat gerade ihre Lehre beendet. Es trifft sich gut, daß sie mir auf dem Weg hierher gleich etwas über die Lehrwerkstatt erzählen kann, in der gegenwärtig 174 Lehrlinge ausgebildet werden. Als Ingrid vor Jahresfrist hier anfing, war das Gebäude noch im Bau. Sie hat bei allen Aufbauarbeiten mit angepackt, hat sogar die Maschinen montieren helfen ... „Wohnen mußten wir damals in der Jugendherberge", erzählt sie. „Das Lehrlings-Wohnheim war noch nicht fertig. Wir fuhren mit Bussen zur Arbeit. In der Lehrwerkstatt war es eisig kalt. Aber gerade durch die Schwierigkeiten des Anfangs bin ich mit dem Werk verwachsen. Ich möchte hier nicht mehr weg." Ingrid will Textil-Ingenieur werden. Da sie außerdem heiraten will, wird sie ein Fernstudium aufnehmen. Hat sie sich nicht etwas viel vorgenommen? Aber sie ist so selbstbewußt-siegessicher, daß ich meine Frage, die ich schon auf der Zunge habe, wieder hinunterschlucke. „Viel Glück!" sage ich statt dessen, und sie dankt mir mit einem strahlenden Lächeln. Dann läßt sie mich allein. Ich bin am Ziel.

Die acht Hektar große Werkhalle — das entspricht der Fläche mehrerer Fußballplätze oder der eines kleinen Bauernhofes — wird eines Tages die gesamte Produktion nebst der Verwaltung, der Kultur- und Eßräume und ähnlichem unter einem riesigen flachen Dach vereinen. Überall wird noch montiert, gehämmert, gemalt, geklopft. Der erste fertige Saal empfängt mich mit strahlender Helle. Es gibt hier keine Fenster, kein Oberlicht, nur Neonlampen. Der Fußboden ist mit Parkett ausgelegt. Die Spindeln surren fast geräuschlos. Man hat mir erklärt, daß der Saal nach den neuesten medizinischen und technischen Erkenntnissen gebaut worden sei. Während die Frauen in anderen Spinnereien bei einer Temperatur von 30, ja 35 Grad arbeiten müssen, sorgen hier Klima-Anlagen für Zuführung frischer, immer gleichmäßig temperierter Luft und für die der Baumwolle zuträgliche Feuchtigkeit. Eine mehrere Zentimeter starke Wasserschicht auf dem Dach schützt vor Außenwärme.

Mein Blick sucht die Menschen, die im Saal arbeiten. Sie stehen so vereinzelt herum, daß sie sich zwischen den Maschinen zu verlieren scheinen. Erst in der Produktionsberatung, die die erste Schicht kurz vor der Mittagspause zusammenführt, entdecke ich, daß es annähernd fünfzig sind. Die meisten arbeiten zum erstenmal im Betrieb. Sie sind noch etwas unsicher, mit persönlichen Sorgen beladen. Als sie sehen, daß ich ein Notizbuch zücke, bestürmen sie mich sogleich mit Fragen: „Wann kann ich meinen vier Monate alten Säugling in die Krippe bringen?" — „Wann wird unsere Wohnung fertig?" Anscheinend halten sie mich für eine Mitarbeiterin der Verwaltung. Aber obwohl ich sie enttäuschen muß, sind sie unverändert freundlich, geben bereitwillig Auskunft. Alle versichern einmütig, daß die Arbeit ihnen Freude macht. Stolz zeigen sie mir die schon erlernten Handgriffe.

600 Beschäftigte zählte das Werk im Juni 1963, als der erste Abschnitt zu produzieren anfing. Ende des Jahres wird man schon 1 257 Beschäftigte zählen — und fast nochmal soviel im Dezember 1964. Woher sollen alle die Arbeiter kommen? Die Werkleitung verweist auf die rund 400 Lehrlinge, die bis dahin in die Produktion übernommen werden; sie verweist auf Fachkräfte, die aus sächsischen Betrieben übersiedeln werden. Um aber die hiesigen Frauen zu gewinnen, die bisher noch nicht im Berufsleben standen, wird man in erster Linie den Konservatismus der Männer bekämpfen müssen. Er ist, wie mir auch die „Werber" bestätigt haben, vorläufig noch das größte Hindernis.

Aber jede Geburt vollzieht sich unter Schmerzen — auch die Geburt eines großen Werkes, das das Leben der Bevölkerung von Grund auf verändern soll.

Das alte Leinefelde wird aus seiner beschaulichen Ruhe aufgeweckt

EKKEHARD PFEILER

DAS JUNGE PAAR

„Häfen hab' ich viel gesehen",
sagte Käppen Krischan Krist,
„aber keiner kann bestehen,
wenn man ihn mit Rostock mißt!
Jo, da schwör' ich tausend Eide,
Nichte Rosmarie und Hein.
Geht mal bummeln alle beide.
Rostock is'n Edelstein!"

Rostock. Zentrum. Lange Straße.
Wie sie lächelt, wächst und sprießt,
merkt man erst in vollem Maße,
wenn man sie zu zweit genießt.

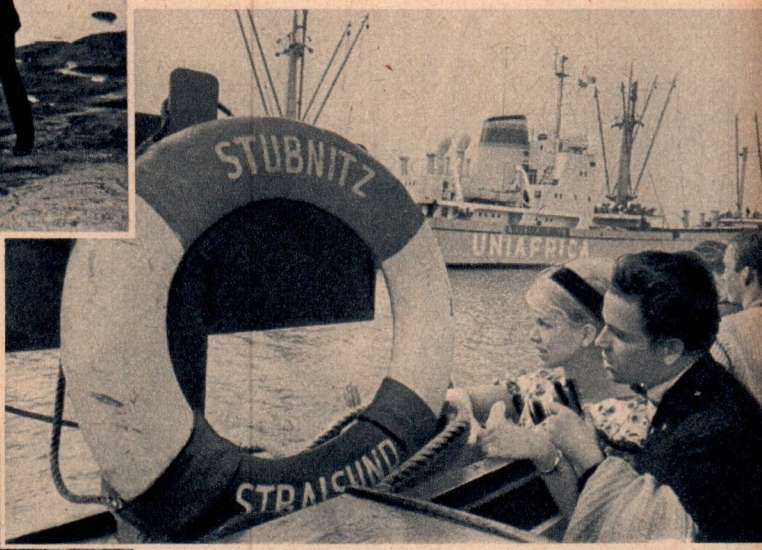
So spaziert man eine Meile,
sieht sich staunend um und spürt:
Hier ist jede Häuserzeile
frisch gekämmt und manikürt.

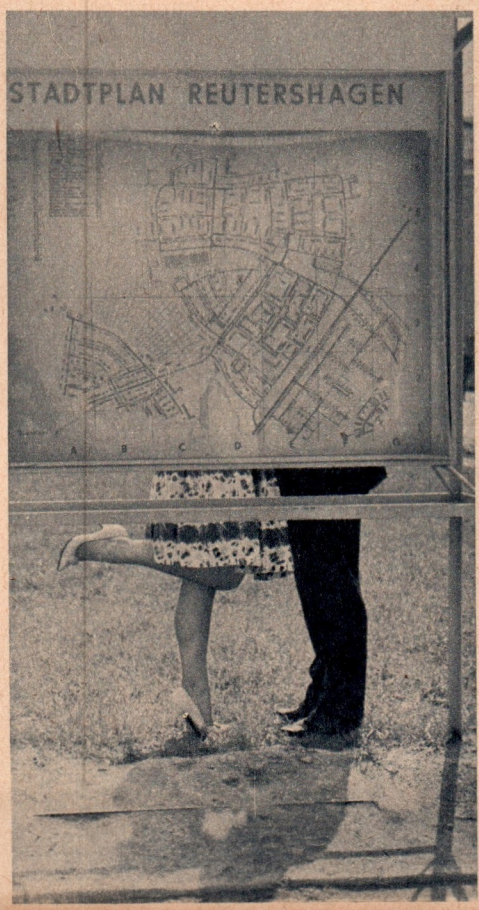
Und schon sprudelt eine Quelle.
Röschen ruft: „Die Ostsee, Schatz!"
Denkste. Diese Wasserstelle
ist kein Dampfschiff-Ankerplatz.

Kurz vor Rostock-Warnemünde
winkt verlockend Rosmarei,
doch ihr Wink ist frei von Sünde,
denn der Hein hockt dicht dabei.

Meer in Sicht. Es riecht nach Reisen.
Fährschiff Warnemünde sticht
grad in See. Der Stein der Weisen
spürt Mariechens Fußtritt nicht.

UND DAS MEER



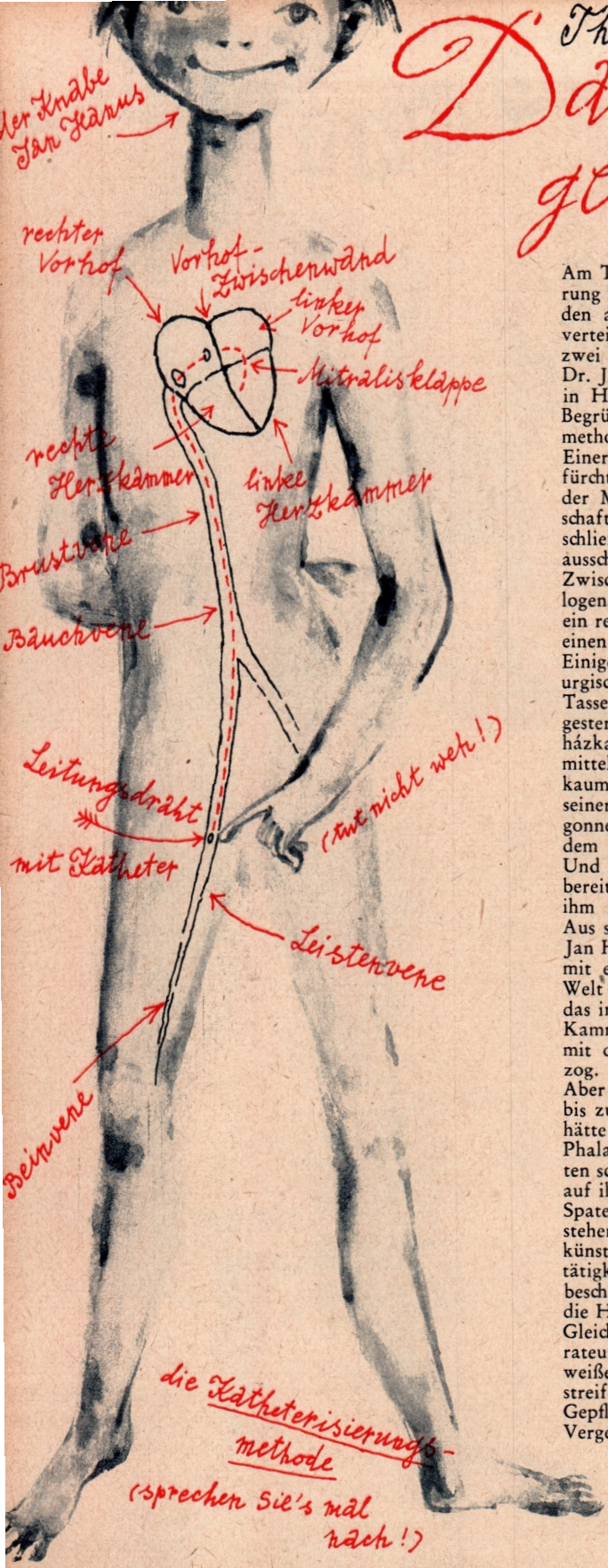


Hafenrundfahrt: Schiffe, Frachten,
Rendezvous der Handelswelt.
Allerlei kann man betrachten
mit viel Zeit für wenig Geld.

Nach so langer Promenade
quer durchs Hafen-Seengebiet
kriegt man erst auf Schokolade,
dann auf andres Appetit
und beschließt, in Reutershagen
als verliebtes Paar Quartier
unverzüglich aufzuschlagen.
Nirgends nämlich, darf man sagen,
lebt es sich so gut wie hier!

Theodor Balk

Damit ein Herz gerettet werde



Am Tage, da ich in Prag die hiesige Erstaufführung der „Physiker" von Dürrenmatt sehe, werden auf der Burg die diesjährigen Staatspreise verteilt. Unter den Ausgezeichneten befinden sich zwei Mediziner: Dozent Dr. Leo Steinhart und Dr. Jiři Endrys, beide von der Universitätsklinik in Hradec Králová. Sie haben, lese ich in der Begründung, die kardiologischen Untersuchungsmethoden vervollkommnet.

Einer von den Dürrenmattschen Physikern befürchtet, daß man sein Wissen zur Ausrottung der Menschheit verwenden könnte. Die wissenschaftliche Erkenntnis der beiden Mediziner schließt eine solche Befürchtung aus. Sie kann ausschließlich den Menschen helfen.

Zwischen beiden, den Physikern und den Kardiologen, gibt es also keinen Zusammenhang. Es ist ein reiner Zufall, daß ich am selben Tag von den einen und von den anderen Kenntnis bekam.

Einige Tage darauf sitze ich beim Chef der Chirurgischen Klinik von Hradec Králová bei einer Tasse Kaffee — über das Fachliche haben wir uns gestern unterhalten. Professor Dr. Jaroslav Proházka sieht ausgesprochen sportlich aus: groß, mittelschlank, offenes, nichtvergrübeltes Gesicht, kaum angebleichte blonde Haarsträhnen — trotz seiner fünfzig Jahre. „Drüben hat man schon begonnen", sagt er, erhebt sich und reicht mir aus dem Schrank einen weißen Mantel.

Und wirklich: drüben liegt der zu Operierende bereits auf dem Operationstisch. Zu sehen ist von ihm nichts außer einer weit klaffenden Brust. Aus seiner Krankheitsgeschichte weiß ich, daß er Jan Hanus heißt und daß er vor dreizehn Jahren mit einem Loch in der Herzzwischenwand zur Welt gekommen ist. Was zur Folge hatte, daß das in den Lungen oxydierte Blut aus der linken Kammer zum Teil in die rechte entwich und damit dem Körper den kostbaren Sauerstoff entzog.

Aber selbst, wenn der Patient nicht vom Kopf bis zur Sohle mit weißen Tüchern bedeckt wäre, hätte ich ihn kaum sehen können. Eine dichte Phalanx von Weißmänteligen und Weißmarkierten schließt ihn ein, ist über ihn gebeugt, hantiert auf ihm mit Messer, Schere, Pinzette, Kornzange, Spatel, Nadel und Zwirn. Andere Weißmäntelige stehen etwas abseits. Sie sind mit Narkose und künstlicher Atmung, mit Kontrolle der Herztätigkeit, des Blutdrucks, der Körpertemperatur beschäftigt; einer bereitet das künstliche Herz, die Herz-Lungen-Maschine vor.

Gleich dem zu Operierenden sind auch die Operateure nicht zu erkennen: weiße Masken und weiße Kappen lassen nur einen dünnen Augenstreifen frei. Auch ich bin maskiert, wie es die Gepflogenheiten des Ortes erfordern.

Vergeblich würde ich zu ergründen versuchen,

hinter welcher Maske sich Dozent Steinhart und Doktor Endrys verbergen. Mit beiden habe ich gestern ausführlich über ihre neue Methode gesprochen. Eine Methode, die die endgültige Gewißheit gibt, daß dieser Junge zu Recht auf dem Operationstisch liegt. Nein, sie sind nicht zugegen. Keiner von ihnen ist Chirurg. Dozent Steinhart ist Röntgenologe, Dr. Endrys Kardiolog.

Fern liegt mir, durch Rückblenden Spannung in diesen Bericht zu bringen. Tue ich es, so nur im Interesse des Lesers, damit er den Anteil der beiden Ärzte an der Vorbereitung und am Gelingen der Operation kennenlerne.

„Sie brauchen keine Angst zu haben. Es wird nicht mehr schmerzen als ein Stich in die Ader." Der das sagt, Dr. Endrys, ist ein lebendiger, kleiner Mann mit schmalem Gesicht und kurzen, geraden Augenbrauen. Ein Gesicht, das mich an jemand erinnert — vielleicht an Ossietzky.

Der, an den die beruhigenden Worte gerichtet sind, liegt auf einem Untersuchungstisch. Über ihm türmt sich eine komplizierte Röntgenapparatur, die in eine Arriflex-Filmkamera ausläuft.

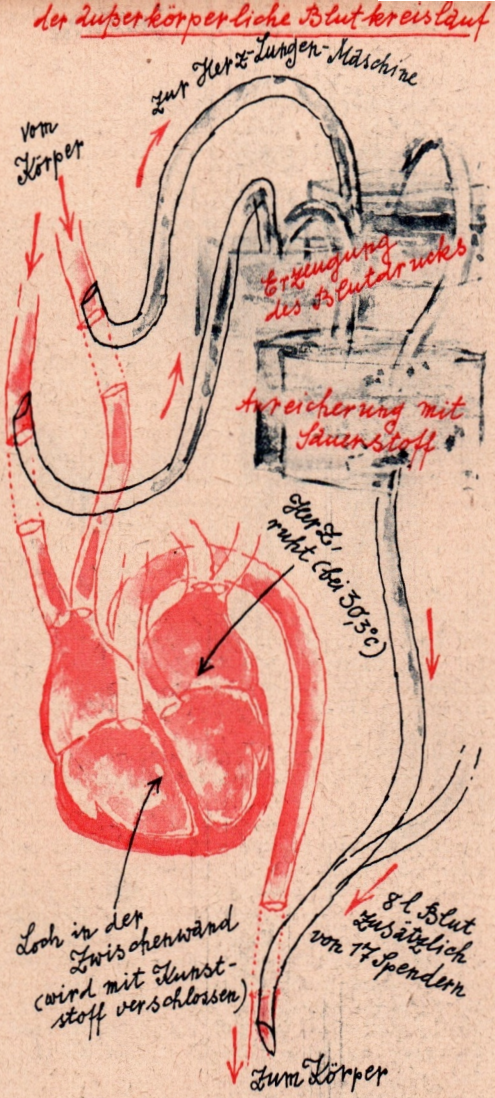
Der abgedunkelte Raum ist voller Geräte. Ein Metallkasten zieht mich besonders an, genauer zwei grünphosphoreszierende Kurven, die in steter Bewegung sind. Auf den Zacken jeder Kurve hüpft ein blauer Tupfen und stößt dabei rhythmische piepsige Laute aus. Die obere Kurve dieser Doppel-Gleichstrom-Kardiogeräte ist das Elektro-Kardiogramm. Die untere vermerkt die Druckverhältnisse in den Vorhöfen und Kammern des Herzens.

Dr. Endrys erklärt mir jeden Handgriff. Zuerst ein Stich mit einer dicken Nadel in die rechte Leistengegend. Sobald daraus Blut fließt, weiß er, daß er in der Beinvene ist. Es folgt Einführung eines dünnen Drahtes durch die Nadel in die Beinvene und weiter durch Bauch- und Brustvene bis in den rechten Herzvorhof. Jetzt: Durchstoßen der Vorhof-Zwischenwand. Dabei: kein Zeichen von Schmerz. Der Kranke nimmt überhaupt nicht wahr, daß sein Herz angebohrt wurde. Der Draht dringt in den linken Vorhof und durch die Mitralis-Klappe in die linke Herzkammer.

Diesen Leitungsdraht hat vor Jahren der schwedische Arzt Seldinger ausgedacht und ausprobiert. Neu von den beiden hiesigen Ärzten ausgedacht und ausprobiert ist der Katheter, den jetzt Dr. Endrys in das äußere Ende des Leitungsdrahtes steckt und mit dessen Spitze er nacheinander Haut, Venenwand und schließlich Vorhofsherzwand durchbohrt. Auf einem grünlich leuchtenden Röntgenspiegel kann ich den Weg des Katheters verfolgen. Seine Spitze ist dort, wo sie sein soll: in der linken Herzkammer.

Nun setzt Dr. Endrys eine Metallspritze auf den Katheter und jagt eine Kontrastflüssigkeit ins Herz. Die Filmkamera surrt. Was sie aufnimmt, ist die Vierteilung der Kontrastmasse im Herzen und in den Gefäßen.

Die Vorteile der Herzkatheterisierungsmethode von Steinhart-Endrys sind vielfältig: sie macht es überflüssig, daß man die Vene anschneidet und damit verletzt, sie erlaubt es, daß man einen



dickeren Katheter ins Herz einführt und dort länger liegen läßt, als es früher möglich war.

Sagt Dr. Endrys: „Bei den klassischen Untersuchungsmethoden konnte in 90% die Diagnose sicher gestellt werden. Aber können wir zulassen, daß von zehn Fällen, die auf den Operationstisch kommen, es bei einem vergeblich ist? Mit unserer Methode haben wir eine hundertprozentige Gewißheit erreicht."

So auch bei diesem Knaben Jan Hanus.

Nach dieser kurzen Unterbrechung schalten wir von neuem in den Operationssaal um.

Das Chirurgenteam ist voll auf seine Arbeit konzentriert. Das Brustbein ist durchschnitten, stabförmige Sauger halten die klaffende Wunde trocken, die blutenden Gefäße werden zugemacht. Jetzt erst betritt der Großmeister, der Star, die Primadonna der Herzchirurgie, den Raum.

Nun hält sich Professor Dr. Jaroslav Procházka für alles andere denn für einen Großmeister, Star oder eine Primadonna. Er selbst hat bei unserem ersten Gespräch diese Ausdrücke gebraucht, um mir zu erklären, was er nicht ist, und daß

das Geheimnis seiner Erfolge gerade darin besteht, daß er es nicht ist. Sein Stil: Zusammenarbeit der verschiedenen Klinikvorsteher, frei von Starmanieren.

Die Weißmänteligen haben ihm Platz gemacht. Aus den Händen der Instrumentenschwester empfängt er sein Messer. Die Operation tritt in ihre dramatischste Phase.

Alles ist hier aufeinander eingespielt, wie in einem Orchester ohne Dirigenten. Die Instrumentenschwester reicht ohne Unterlaß die nötigen Instrumente und Fäden, der Operateur schneidet und unterbindet, die Assistenten halten, fixieren, verbreiten, tamponieren, saugen das Blut ab. Der jüngste Arzt der Klinik steht abseits vor einem breiten Telegrafenband und meldet von Zeit zu Zeit laut, was die Kurven auf dem Band besagen: Blutdruck soundso viel, Elektrokardiogramm soundso, Puls, Körpertemperatur. Keine Hast, keine Nervosität, selbstsichere Ruhe. Und wie ganz anders als zu meiner Jungarztzeit, da ich im Krankenhaus meiner Heimatstadt bei Operationen assistierte. Der Chefchirurg pflegte die Instrumente, die ihm nicht paßten, wütend auf den Boden zu schleudern und dabei aus Leibeskräften zu schimpfen. Den Nonnen, die da halfen, imponierte er sehr. Sie sahen in ihm den starken Mann.

Von der Höhe einer Treppenleiter, die man mir zugeschoben hat, erblicke ich das freigelegte Herz.

Ach, Herz, ich will dir nicht weh tun (was ja ohnedies nur eine Redensart ist, denn ich bin nun informiert, daß du nicht wehleidig bist), ach, Herz, wie wenig gleichst du einem Herzen! Dem prominentesten und populärsten aller Körperorgane, Symbol der Liebe, Wappen des Mutes, mit dessen Namen — Herz-As — die Skatspieler auftrumpfen und zu dem — Herz-Jesu — die Kirchengänger beten. Du bist weder herzförmig noch rot, gleichst einem unförmigen Klumpen, und deine Farbe ist die des Rindfleisches minderwertiger Güte.

Dabei bäumt sich dieses Herz des Knaben Jan Hanus heftig, als drohe ihm allerhöchste Lebensgefahr. Sei ruhig, Herz, und ängstige dich nicht. Die Herren da mit den weißen Masken sind keine Priester und der Oberste von ihnen kein Oberpriester. Sein Messer ist nicht aus Obsidian, und er will dich nicht aus der Brust reißen und dem aztekischen Gott Tezcatlipoca zu Füßen werfen.

Bevor er, Professor Proházka, das Herz aufschneidet, stellt er den außerkörperlichen Blutkreislauf her. Zu diesem Behuf führt er oberhalb des Herzens zwei transparente Kanülen in die beiden großen Venen ein, eine dritte tiefer unten in die freigelegte Hüftarterie. Auf den Kanülen werden Gummirohre angesetzt und diese mit der Herz-Lungen-Maschine verbunden.

Der Höhepunkt der Operation nähert sich. Das Herz ist ausgeschaltet und liegt still. Allein im Raum ist es nicht totenstill geworden, und kein Trommelwirbel ertönt, wie das anderswo, auf profaneren Orten, in einem solchen Augenblick geschieht. Das Messer des Professors ist auf die rechte Herzkammer gerichtet. Ein Querschnitt, und das Herz ist geöffnet. Das Loch in der Zwischenwand wird sichtbar. Es sitzt gerade an der Stelle und ist gerade so groß, wie es Dr. Endrys im Röntgenkabinett festgestellt hat.

Die Herz-Lungen-Maschine arbeitet auf vollen Touren, das heißt wie das natürliche Herz. Es sind eigentlich zwei künstliche Herzen, die die Arbeit der beiden Herzkammern übernehmen: zwei flache transparente Schalen, in denen Radspeichen rotieren und dabei auf die elastischen Blutschläuche drücken. Dadurch wird das Blut aus den beiden Venen durch einen gläsernen Kasten getrieben, hinweg über Metallnetze, die es mit Sauerstoff anreichern, und wieder zurück, über die angezapfte Arterie, in den Körper.

Bei diesem Verfahren genügt das eigene Blut des Patienten nicht. An diesem Morgen haben sich in der Transfusionsstation der Klinik siebzehn Menschen eingefunden, um die nötigen acht Liter Zusatzblutes zu liefern. Ich habe mir ihre Liste geben lassen, es sind darunter Hausfrauen und Arbeiterinnen, Schlosser und Beamte, Soldaten und Schweißer, siebzehn Menschen, Männer und Frauen.

Das Blut ist unterkühlt, die Körpertemperatur 30,3 Grad Celsius. Warum? Der Körper verträgt so besser die Folgen dieses langandauernden und mächtigen operativen Eingriffs.

Jetzt zeigt mir der Professor auf einer Pinzette ein taubeneigroßes transparentes Kunststoffstück. Damit will er das Loch in der Herzzwischenwand schließen.

Einige Nähte, und auch das ist vollbracht. Nie wieder wird aus der linken Kammer ein Teil des Blutes in die rechte entweichen, nie mehr wird dem Körper mit jedem Herzschlag eine gute Portion von Sauerstoff entzogen werden.

Vierundzwanzig Minuten hat die Herz-Lungen-Maschine das Herz ersetzt. Sie ist amerikanischen Ursprungs. Professor Proházka hat mit seinem Team das Gerät weiterentwickelt. Es wird in der ČSSR heute schon serienweise hergestellt.

Jetzt ist das Herz zusammengenäht. Es füllt sich von neuem prall und beginnt kräftig seine Pumptätigkeit.

Jan Hanus, geboren am 16. März 1950 im Dorfe Karle und dort lebend, ist noch bewußtlos, als man ihn aus dem Saal rollt. Aber am Nachmittag, da ich ihn besuche, ist er ins Leben zurückgekehrt. In ein, allen Erwartungen nach, normales, von Atemnot und Herzbeschwerden unbeschwertes Leben. Die Operation ist gelungen.

Läßt ein Dramatiker eine Flinte im ersten Akt an der Wand hängen, so mit der Absicht, daß sie im letzten Akt losgeht. Warum, könnte vielleicht ein nachdenklicher Leser fragen, spricht der Autor dieser Reportage eingangs über die Physiker, ohne auf sie zurückzukommen?

Doch, er tut es mithin. Er wünschte sich, daß Physiker, die Anhänger eines Atomkrieges sind, bei so einer Operation zugegen wären. Er wünschte sich, daß sie die Arbeit dieses halben Hunderts Menschen sehen und ermessen, welche Summe von Wissen und Erfindergeist, von Hingabe und Blut hier ins Werk gesetzt wird, damit ein einziges vom Tod bedrohtes Herz gerettet werde.

Gestaltung: Heinz Bormann

Angelica Domröse (DDR)

STERNFAHRT AN DIE MOSKWA

„Guten Morgen, guten Tag, guten Abend, auf Wiedersehen!" Diese Gruß- und Abschiedsworte kurz hintereinander auf Russisch zu sagen und somit auszudrücken, wie rasend schnell die Zeit in Moskau vergeht, war eine „Erfindung" von Susan Strasberg auf dem kürzlich stattgefundenen III. Internationalen Filmfestival. Der Lohn dafür: Stürmischer Applaus des Publikums.

Außerhalb der Filmkonkurrenz fand ein besonderer Wettstreit im Atelier des sowjetischen Malers Ilja Glasunow statt. Ihn nennt man den „russischen Italiener", weil er kürzlich in Rom und Mailand weilte und dort Gina Lollobrigida, Federico Fellini, Giuletta Masina, Luchino Visconti und Eduardo de Filippo malte. So war es eine Selbstverständlichkeit, daß die in Moskau anwesenden Filmschauspielerinnen Italiens, Lea Massari und Georgia Moll, ihn zu Hause aufsuchten. Dabei griff Lea, zum Erstaunen des Malers, als dieser Georgia zu zeichnen begann,

Kitty de Hoyos (Mexiko)

Susan Strasberg (USA)

ebenfalls zum Kohlestift. Das Ergebnis stand schließlich doch 1 : 0 für Glasunow.

Unvergleichlich größer war die Verwunderung eines ausländischen Korrespondenten, der unbedingt den Regisseur des Films „Klarer Himmel", Tschuchrai, interviewen wollte, ihn jedoch noch nicht kannte. „Grigori Tschuchrai sitzt in der Bar mit einer Delegation aus dem Nahen Osten, ein Mann mit schwarzgelocktem Haar und einem Schnurrbart", erfuhr er im Hotel „Moskwa". Nun aber rasch in die Bar. Da! — Fünf Mann, alle mit schwarzgelocktem Haar und Schnurrbart, unterhielten sich angeregt. Wer aber war nun sein „Opfer"? „Tschuchrai!" rief der Korrespondent. Alle fünf drehten sich lächelnd ihm zu. Wie konnte der Arme wissen, daß das Wort „tschuchra" auf arabisch „schönes Gesicht" bedeutet?

Bertina Acevedo (Kuba)

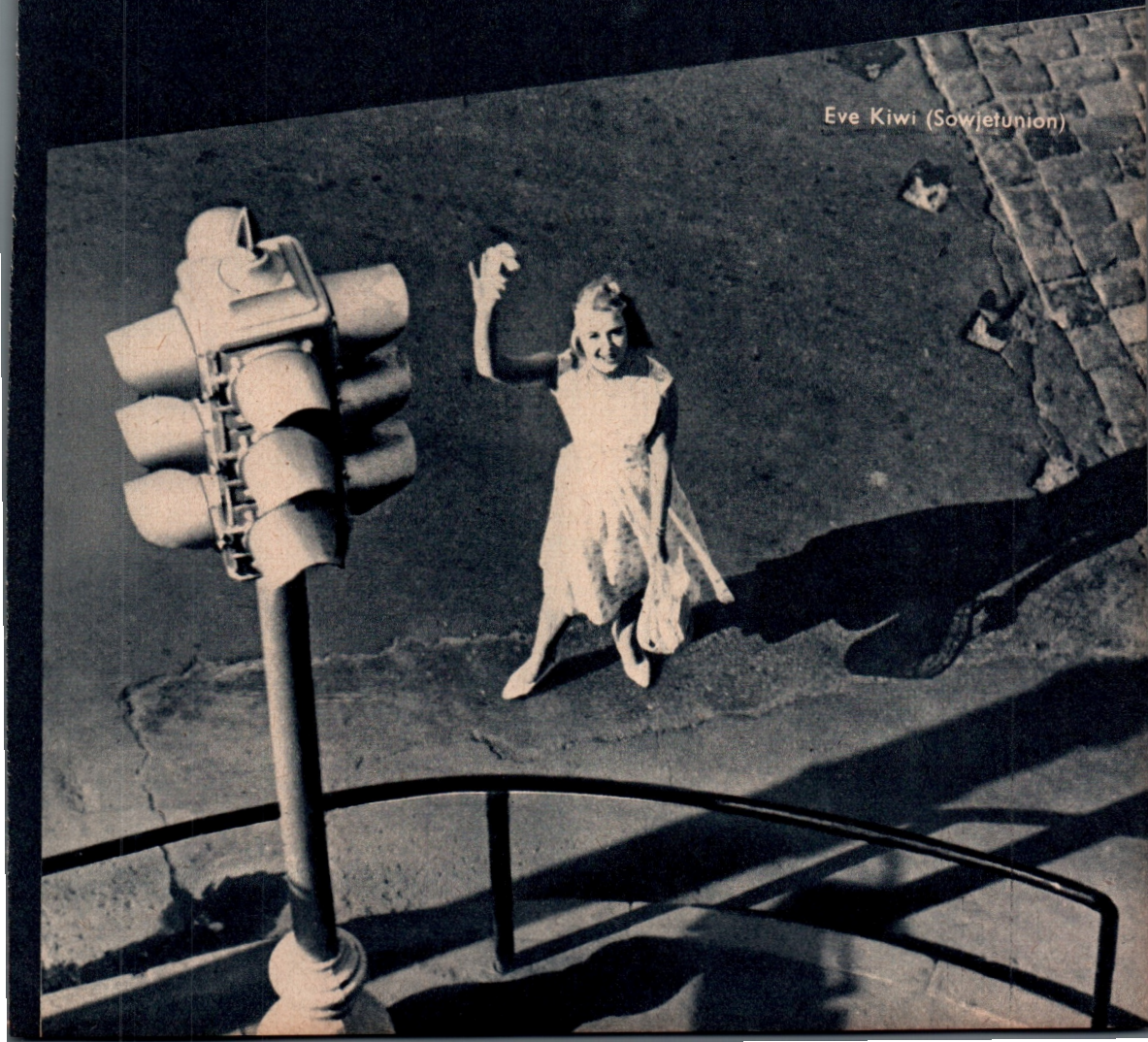
ydan Nilüfer (Türkei)

Christine Kaufmann (USA)

Georgia Moll (Italien)

Sprachschwierigkeiten waren oft der Grund für unfreiwillige Witze. Eine junge Schauspielerin aus dem Ausland versuchte, ihrem russischen Kollegen in dessen Muttersprache die Filme zu nennen, die sie bereits gesehen hat: „‚Ballade vom Soldaten', ‚Gestatten, Balujew', ‚Fahrt ohne Fracht' und ..." Da fehlen die Vokabeln ... „Femme ... Signora ... Wau! Wau!" — „Ah, ‚Die Dame mit dem Hündchen' ..."

Hermann Hupperz



Eve Kiwi (Sowjetunion)

WAHRE BEGEBENHEIT

Das Notzuchtverbrechen

Ich arbeitete in einem größeren volkseigenen Textilbetrieb. Als ich eines Morgens den Garderobenraum betrat, um mich umzuziehen, starrten mich die Kolleginnen fassungslos an und steckten tuschelnd und lachend die Köpfe zusammen. Ich sollte über den Grund nicht lange im unklaren bleiben, denn die „kesse Ilse" fragte mich so laut, daß es alle anderen hören mußten: „Mit wem hast du dich denn gestern abend 'rumgedrückt? Das hab' ich gern, hier im Betrieb die Unschuldige spielen und dann morgens mit zwei Flecken am Hals anzukommen!" Ich erschrak fürchterlich. Nun wußte ich auch, warum mich die Mädchen so angeschaut hatten. Ich fühlte, wie mir das Blut in die Wangen schoß, und ich wäre am liebsten im Erdboden versunken. Ich stammelte etwas von einem Überfall, den gestern abend vier Jungen auf mich verübt hätten, daß ich aber schließlich doch hätte entkommen können. Die Mädchen hörten mit Erstaunen zu und riefen auch den Abteilungsleiter, um ihm entsetzt zu erzählen, was mir gestern passiert war. Kollege Krempe forderte mich auf, diesen Vorfall sofort der Kriminalpolizei mitzuteilen, damit diese Rowdys nicht noch andere Mädchen belästigen. Ich versuchte, ihn davon abzubringen, aber es nutzte mir nichts. Im Gegenteil, er meldete mich selbst telefonisch bei der Kriminalpolizei an. Ich hörte noch, wie er etwas von versuchtem Notzuchtverbrechen in die Muschel rief.

Mit klopfendem Herzen und schwachen Knien betrat ich eine halbe Stunde später das Polizeirevier. „Also Sie sind das Fräulein, das gestern das Erlebnis mit den Rowdys hatte?" Mit diesen Worten wurde ich von einem Angehörigen der Kriminalpolizei empfangen. „Na bitte, fangen Sie an zu erzählen!" Ich erzählte von vier jungen Männern, die plötzlich über einen Bretterzaun geklettert waren und mich dann umringt hätten. Man habe mir die Arme auf den Rücken gedreht, meine Brust berührt, und ... ja, dann müßten auch die beiden Flecken am Hals entstanden sein. Der Polizist stellte so viele Fragen nach Details, daß ich immer mehr ins Stottern geriet. Hier hatte ich mir ja was Schönes eingebrockt. Aber konnte ich denn sagen, was sich wirklich in der Nacht ereignet hatte? Was sollte Harald dazu sagen und erst meine Mutter? Dabei war doch gar nichts Schlimmes passiert. Nur daß mich Harald vor der Haustür viel ungestümer als sonst geküßt hatte. Die Flecke am Hals waren natürlich davon. Doch das getraute ich mich nicht zu sagen. Da hatte ich eben dieses Greuelmärchen erfunden, und die Kolleginnen hatten mir auch geglaubt. Jetzt war ich auf der Polizei und sollte auch noch das Aussehen der Täter beschreiben! Ich phantasierte irgend etwas zusammen. Ja, einer hatte ein kariertes Hemd an und trug eine Brille, der andere ... Mir rauchte der Kopf. Wenn sie bloß aufhören würden zu fragen! Ich wurde aufgefordert, für ein paar Minuten das Zimmer zu verlassen. Als ich wieder hereingerufen wurde, war noch ein zweiter Kriminalbeamter im Zimmer. Man sagte mir, daß man den Eindruck habe, ich hätte nicht die Wahrheit gesprochen. Ich merkte, wie ich rot wurde. Furchtbar war das. Aber würde ich jetzt die volle Wahrheit sagen, wäre ich vor meinen Kolleginnen, vor meinem Meister, vor den Eltern zu Tode blamiert. Das ging auf keinen Fall. Also blieb ich bei meinen Angaben.

Erst als ich an den „Tatort" geführt wurde, wo es nicht einmal den Bretterzaun gab, von dem ich gesprochen hatte, verließ mich meine Kraft, und ich erzählte sehr kleinlaut, daß ich alles nur erfunden habe, um nicht den wahren Sachverhalt sagen zu müssen. Nach diesem Geständnis wagte ich nicht aufzublicken. Was würden die Kriminalbeamten sagen? Nun würde ich sicher bestraft werden.

Als man mir eröffnete, daß man ein Ermittlungsverfahren wegen Vortäuschung einer Straftat einleiten müsse, kamen mir doch die Tränen. Die Folgen waren nicht auszudenken. Kein Mensch würde mich mehr anschauen, und mit der Brigadearbeit und der Beteiligung am Nähzirkel war es sicher auch vorbei. Man führte mir eindringlich vor Augen, daß ich ja selbst schuld sei. Unnütz hätte ich mit meinem Schwindel der Polizei Zeit geraubt.

Wir fuhren zurück zum Revier, und ich wurde nochmals aufgefordert, eine Viertelstunde zu warten. Dann rief man mich wieder in das Zimmer, in dem jetzt sogar drei Kriminalbeamte waren. Ich versuchte in den Gesichtern zu lesen, wie es um mich stand. Da hörte ich schon sagen: „Fräulein K. Wir haben unter Hinzuziehung des Staatsanwaltes im Kollektiv beraten. Sie hatten noch nie mit der Volkspolizei zu tun, sind sehr jung und werden uns von Ihrem Betrieb als gute Arbeiterin geschildert. Da wir glauben, daß ein gewisser erzieherischer Erfolg durch das hier Erlebte bei Ihnen erreicht ist, wollen wir von einer Strafe absehen."

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Bestimmt würde mir das alles eine Lehre sein. Ich war ja so froh, daß ich nicht bestraft wurde. Und mir schien es, als würde die Sonne noch einmal so freundlich lachen wie sonst.

U. K.

GITTER-RÄTSEL

Der Bär ist skeptisch,
wenn er sieht,
was hinterm Gitter
da geschieht . . .

Sie lachen . . . aber
(seid mal ehrlich!)
sind solche Menschen
nicht gefährlich?

Wer weiß, was diese
Menschenknaben
da alles auf
dem Kerbholz haben?!

Denn schließlich hat man
was bezweckt,
wenn man sie hinter
Gitter steckt!

— h.

Gast Hans Pitra als „Der Heisere" in Wischnewskis „Optimistische Tragödie" (Hans-Otto-Theater Potsdam, 1952) mit Irene Korb

Zwischen Partitur und Parlament

Der Mann, den nichts mehr kränkt, als ein miserabler Fußballer genannt zu werden (was sich aber zum Glück niemand getraut), und der sich seinen privaten Besuchern als größter Expander-Experte der Neuzeit präsentiert, heißt Hans Pitra und wurde 1950 Intendant des Berliner Metropoltheaters. Dort kann man ihn manchmal in der Proszeniumsloge sitzen und seine eigenen Inszenierungen kritisch begutachten sehen. Doch Pitra sitzt auch anderswo: als Abgeordneter in der Volkskammer, als Mitglied im Ausschuß für Kultur und als Präsidialratsmitglied im höchsten Gremium des Deutschen Kulturbundes. Ein Abgeordneter aus dem Bereich der heiteren Muse also, Berliner Volksvertreter mit kulturpolitischer Verantwortung. Wie löst er diese Aufgabe?

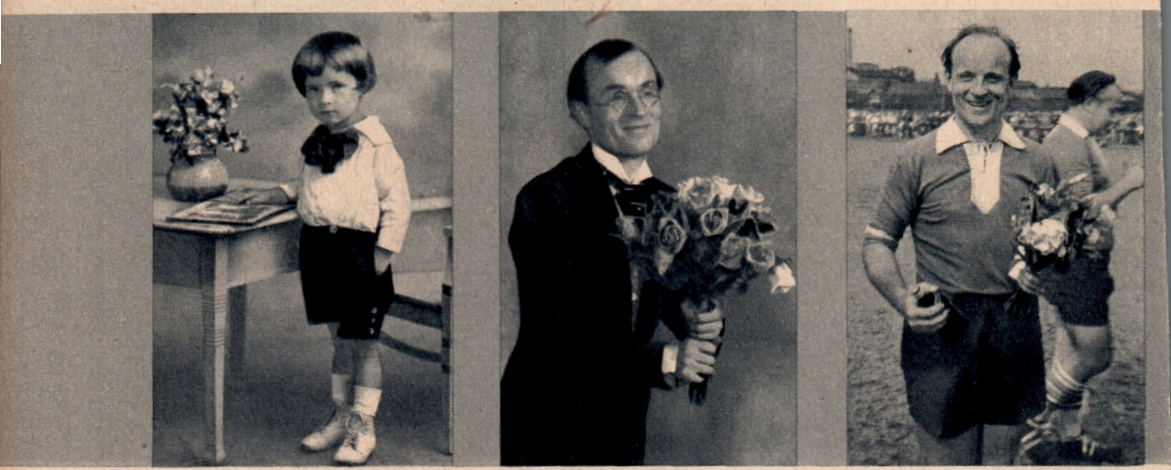
Er hat einiges hinter sich und kann mitreden. Ich stimme ihm zu, wenn er sich über oberflächliche, mokante Operetten-Rezensenten ärgert. Pitra und das von ihm geleitete Haus haben Anspruch auf seriöse Beurteilung: Einerseits gibt es nirgends in der DDR eine spezielle, solide Operettenausbildung, andererseits ist durchaus nicht alles Kokolores, was über die Bretter des Metropols geht. Drei Operettenabende innerhalb einer einzigen Dekade, bei afrikanischer Hitze Gast der Weißen-Rößl-Wirtin, des schönen Benjamino und des in die Unterwelt hinabgestiegenen Orpheus — diese von mir im Gewaltritt nachgeholte fehlende Anschauung des derzeitigen Klimas und Leistungsstandes eines Musiktheaters vervollständigte und klärte das bei früherem Interview nur unscharf erkennbare Bild des Intendanten Pitra.

Sport und Musik — so heißt eine Sendung des Deutschen Fernsehfunks. Sport und Musik — das paßt auch auf Pitra. Von oben erwähntem Fußball und Expander mal abgesehen, hat der spätere Metropolit ungefähr alles durch, was Jahn und Guts Muths ins Rollen brachten: Trittroller, Kletterstange, Rennrad, Automobil. Schon als Sechsjähriger ging Klein Pitra in den Arbeiter-Turn- und Sportbund, eben in diesen und nicht in irgendeinen anderen, weil es der Vater so bestimmte und weil es so am besten war. Auch die Mitgliedschaft bei den „Roten Falken" gehörte zu den Selbstverständlichkeiten der Pitraschen Erziehung. Wenn man den mit dem Arbeitersport eng verbundenen Lebensweg des Athleten Pitra weiterverfolgt, landet man entweder auf dem familiären Volleyballplatz bei Lehnitz oder in einem Berliner Fußballstadion. Als zahlendes Mitglied des SC Dynamo teilt er Freud und Leid mit den VP-Fußballern, und das häufig grämliche Antlitz des Metropol-Intendanten ist, was ich hiermit preisgebe, nicht seiner Unzufriedenheit über schwankende Theater-Besucherzahlen, sondern den viel zuvielen Niederlagen seiner Leib-und-Magen-Elf zuzuschreiben. Was mich persönlich am meisten am Sportfreund Pitra entzückt, ist seine Mitgliedschaft in der Gesellschaft zur Förderung des olympischen Gedankens. Darum verbreite ich gern, daß der Operetten-Olympier ein guttrainierter Apoll mit täglichem

Liegestütz-Pensum ist. Vielleicht schmeichelt ihn diese Bemerkung, und er schenkt mir eine Karte für Tokio.

Soweit der Sport. Jetzt die Musik. Es ist bemerkenswert, daß dem Wickelkind Hans Frau Luna und die lustige Witwe nicht in die Wiege gelegt worden sind. Es fing ganz normal an. Vierzehn Jahre alt, lernte Pitra 1929 Schriftsetzer in Dresden, und sicherlich wäre er nimmer der Magie des Theaters erlegen, wenn nicht Erich Ponto den Weg des blassen, halbstarken Jünglings gekreuzt hätte. So also begann das Theater. Unser Nachwuchsstar spielte alles, was ihm zwischen die Finger kam: im „Faust", in den „Ratten" und in unzähligen weiteren Stücken. Das Berliner Rose-Theater hat ihn mimen sehen, ferner Theater in Schweidnitz, Schwerin und Neiße. Doch seine größte und verantwortungsvollste Rolle spielte Hans Pitra nach dem Krieg. Er hatte aktivistischen Anteil am Neuaufbau der Dresdner Bühnen und wurde wegen seines beherzten Auftretens vorübergehend als Intendant in Bautzen eingesetzt.

Metropol-Intendant Pitra, der im nächsten Jahr a) 50 Jahre alt, b) Silberhochzeit feiern und c) fünfzehnjähriges Jubiläum als Leiter der Berliner Operettenbühne begehen wird, kann statistisch nachweisen, daß seit 1950 mehr als ein halbes Hundert Operettenpremieren im Metropol auferstanden sind, außerdem zwanzig Ur- bzw. Erstaufführungen. Vor allem nach dem Umzug des Theaters aus der Schönhauser Allee in die Friedrichstraße (Ende 1955) bemühte sich Pitra um neue, staubfreie Operettenbücher. Es kamen tatsächlich ein paar: Libretti von Schneidereit/Janowski und dem unverwüstlich-streitbaren Operetten-Vorkämpfer Jo Hanns Schulz, Partituren von Natschinski und Massanetz. Was ich davon gesehen, wollte mir streckenweise schon gefallen, doch ein perfekter Staubfilter ist noch nicht erfunden. Um gerecht zu sein: Es gibt da zum Beispiel in „Mein schöner Benjamino" ansprechende musikalische Atmosphäre, und Pitras Inszenierung scheut vor keiner Raffinesse zurück. Nur eben: Der knödlige, herkömmliche, ja antiquiert anmutende Operettenstil früherer Epochen ist insgesamt noch längst nicht überwunden. „Orpheus in der Unterwelt" behauptet



Danke schön ... **... danke schön ...** **... danke für die Blumen!**

Bis zu diesem Zeitpunkt war Pitra „erklärter Feind der Operette" (im Stenogramm festgehaltenes Zitat) und hätte damals wohl mit jedem Dünkelbold wetteifernd Dreckschleuderei betrieben, wenn das Stichwort Metropoltheater gefallen wäre. Das Schicksal aber schritt sehr schnell. Pitra fand in Bautzen Gefallen an der neueinstudierten Operette „Die Mandelblüte" mit der Musik von Guido Massanetz, und als der inzwischen wieder als Intendant in Dresden amtierende anfängliche Operettenfeind 1950 ans Berliner Metropoltheater in die Schönhauser Allee gerufen wurde, hatte er sich im stillen mit Buffos, Soubretten, Barkarolen und Cancans versöhnt und gar ein wenig befreundet.

sich trotz hohen Alters mit seiner gesellschaftskritischen Substanz und seiner dramaturgischen Geschlossenheit als modernste Operette, die augenblicklich auf dem Programmzettel des Metropols steht. Noch viele Bemühungen sind nötig, um etwas wirklich Neues zu finden, das nicht nur wegen seines gegenwartsnahen Milieus das Prädikat „zeitnahe, moderne Operette" verdient. Solange die Lücke besteht, tut Pitra genau das Richtige, wenn er alte bewährte Operetten schmus- und zotenfrei neu an den Tag bringt. Bekanntlich ist das „Weiße Rößl" Publikumsmagnet und Kassenschlager Nummer 1 dieser Metropol-Saison. Vermutlich spielen dabei sentimentale Erinnerungen der Besucher an den wienerisch akzentuierten Operettenzauber der zwanziger Jahre eine wesentliche Rolle. Aber

Walter Ulbricht im Gespräch mit Kulturschaffenden der DDR. Vorn links Professor Gerhart Eisler und daneben Arnold Zweig. Hintere Reihe von links: Hans Pitra, Professor Maxim Vallentin, Willi Bredel, Professor Natan Notowicz, Ilse Rodenberg, Professor Kurt Sanderling und Anna Seghers

zweifellos sind auch Pitras geschickte Renovierungsarbeiten, die das parodistische Element stark betonen, Ursache nicht nachlassenden Zulaufs.

Wer das Niveau des Berliner Operettentheaters nicht nur vom Hörensagen her beurteilt, sondern sich ein bißchen im früheren Admiralspalast am Bahnhof Friedrichstraße umsieht, kann dem Intendanten positiv ankreiden: Verbessertes Ballett, neue erfreuliche Chargen, belebende Orchesterverjüngung und vor allem freundschaftliche Gemeinschaft von der Chorsängerin bis zum Chef. Pitras Wünsche: Mehr Librettisten, mehr Komponisten, mehr regelmäßige Theaterbesucher in Berlin. Geben wir diese Wünsche als verpflichtende Eilaufträge mit Termin weiter an den Volkskammerabgeordneten Hans Pitra.

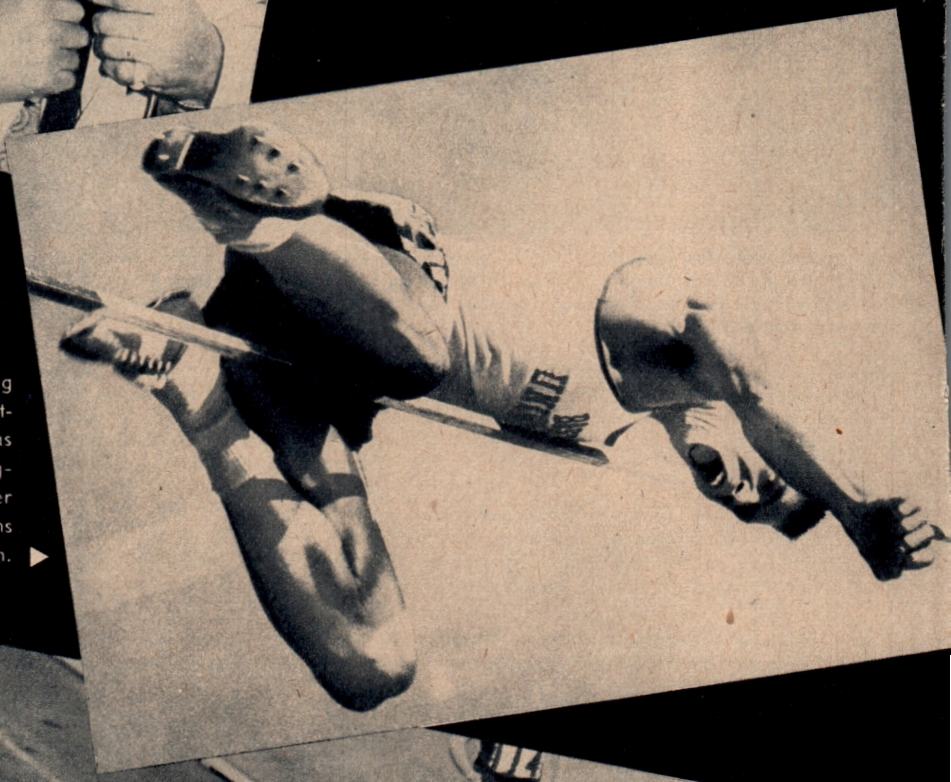
Hansgeorg Stengel

Zwei fröhliche Pferdekuren: Vom „Weißen Rößl" zum „Schönen Benjamino". Intendant Hans Pitra am Regiepult bei der Generalprobe vom „Schönen Benjamino" im Metropol

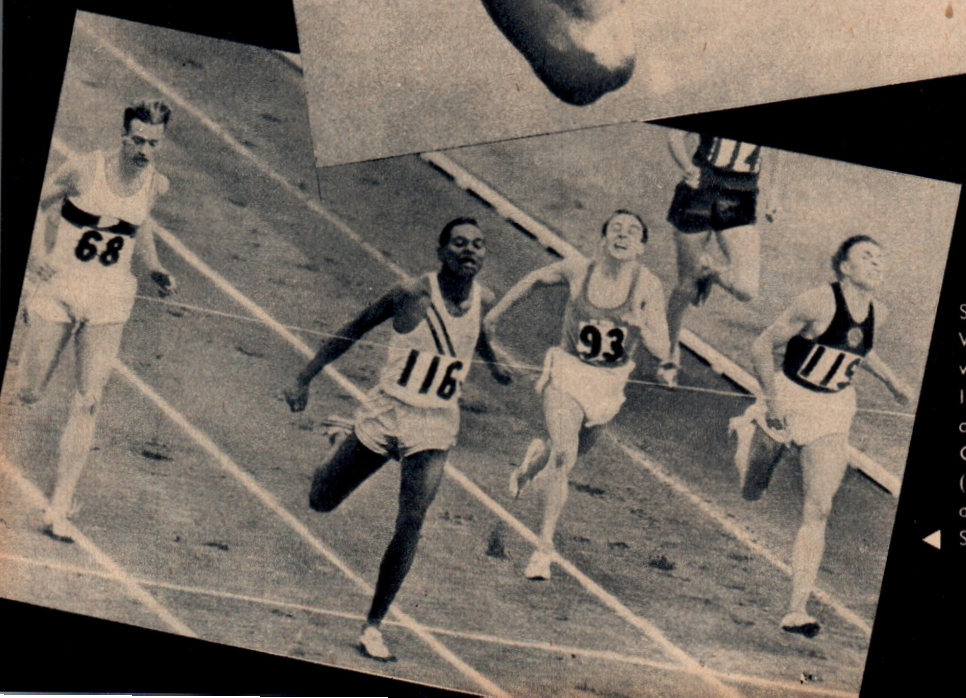
Die Goldmedaille

◀ Solidarisch mit den kämpfenden Negern in den Südstaaten der USA: Ex-Weltmeister der Profiboxer Archie Moore.

Einst gefeierter Olympiasieger, jetzt Schuhputzer am Straßenrand: Harrison Dillard (USA). ▶



Jahrelang vermehrte Sportstudent John Thomas als Hochsprung-Weltrekordler Uncle Sams sportlichen Ruhm. ▶



Schneller als alle Weißen war zwei Olympiaden lang der amerikanische Neger Charles Jenkins (Nr. 116) auf der 400-Meter-Strecke. ◀

am Schuhputzkasten

◀ Als Wilma Rudolph mit drei Goldmedaillen von Rom nach Hause kam, wurde sie in ihrer Heimatstadt Clarksville im Südstaat Tennessee als Star gefeiert. Als sie kürzlich in Clarksville in ein Restaurant gehen wollte, schlug man ihr und ihren Begleitern ihrer dunklen Hautfarbe wegen die Tür vor der Nase zu. ▼

Im überfüllten Stadio olympico von Rom wurde es still. Entscheidung im Weitsprung der Männer! Noch galt der 24 Jahre alte olympische Rekord von Jesse Owens, mit 8,06 Meter 1936 im Berliner Olympiastadion aufgestellt. Nun kauerte wieder ein Neger aus den USA an der Ablaufmarke. Kraftvoll trommelten Ralph Bostons Schritte über die Bahn dem weißen Absprungbalken entgegen. Weit vornübergebeugt landete der Weltrekordler — und war Olympiasieger. 8,12 Meter! Ein Beifallsorkan belohnte seine großartige Leistung.

Viele farbige Sportlerinnen und Sportler hatten in den kampfreichen Tagen von Rom einen Grund zum Feiern. Im Speisesaal des olympischen Dorfes wechselten Ralph Boston und der damalige Weltrekordler im Hochsprung, der Neger John Thomas, die Minen ihrer Kugelschreiber. Auch nach den Kämpfen mußte man stets fit sein. Die Autogrammjäger machten keinen Unterschied zwischen Schwarz und Weiß.

„Hallo, Wilma!" Ein dunkelhäutiges, schlankes Mädchen setzte sich zu ihnen. Ihre langen Beine waren berühmt: die schnellsten der Erde! Wilma Rudolph, die dreifache Olympiasiegerin, schüttete einen Haufen Telegramme auf den Tisch. „Hier", sagte sie stolz und fischte eins heraus, „denkt nur, der Bürgermeister meiner Heimatstadt Clarksville in Tennessee schickt mir Glückwünsche!" Für sie, eines von achtzehn Kindern der Familie Rudolph, hatte dieses Telegramm besonderen Wert. Schließlich kam es vom „weißen Boß" einer Stadt

Der goldene Sprung von Rom: Ralph Boston brach mit 8,12 m Jesse Owens' olympischen Weitsprung-Rekord von 1936.

der amerikanischen Südstaaten, in denen Farbige als Menschen zweiter Klasse gelten.

Zweidreiviertel Jahre später. Auch in Clarksville tobt der Rassenterror. Zusammen mit Freunden will Wilma ein Eßlokal betreten. Der Wirt weist Amerikas Sportlerin Nummer 1 die Tür: „Nigger haben hier nichts zu suchen!"

Nur ein Einzelfall? Keineswegs. Ralph Boston kann von ähnlichen Erlebnissen berichten. Irgendwo in den Südweststaaten der USA war ihm eines Tages die Straßenbahn davongefahren. Für einen Weltrekordler im Weitsprung ist es natürlich eine Kleinigkeit, hinterherzusprinten. Schon hatte er den Türgriff in der Hand, da traf ihn ein Faustschlag. „Verdammter Nigger!" Das Abteil gehörte zu den „Nur für Weiße" reservierten.

Zwanzig Jahre, nachdem Jesse Owens 1936 in Berlin vierfacher Olympiasieger geworden war, lancierte der Ku-Klux-Klan im USA-Staat Louisiana die Annahme eines Gesetzes über die Rassentrennung im Sport. Jedem Weißen drohen Strafen bis zu 1 000 Dollar oder einem Jahr Gefängnis, der mit Farbigen gemeinsam Sport treibt oder auch nur gemeinsam Sportwettbewerben zuschaut! Kaum zwei Monate waren vergangen, als die Neger Lee Calhoun, Charles Jenkins, Ira Murchison, Gregory Bell und andere farbige Amerikaner in Melbourne olympische Medaillen für die USA erkämpften ...

Sie durften für ihr Land die Kastanien aus dem Feuer holen wie 1952 Harrison Dillard. Bei den Olympischen Spielen in Helsinki war er der schnellste Mann über 110 m Hürden. Seine olympische Medaille hängt jetzt an einem Karton mit Schuhkreme und einer Garnitur von Bürsten, irgendwo im Staub der Straße, daneben ein Schild aus Pappe mit der Aufschrift: „Hier bedient Sie ein Olympiasieger. Die Preise sind die gleichen."

Nicht auszudenken, würden alle farbigen Athleten des USA-Sports plötzlich in einen sportlichen Streik treten! Das Sternenbanner wäre recht selten am Siegesmast zu sehen. „In mehr als der Hälfte der olympischen Sportarten haben uns andere Länder überholt", klagte der Präsident des Internationalen Komitees, Avery Brundage, ein Millionär aus Chicago, schon 1958. „Ohne die sensationellen Leistungen unserer farbigen Athleten wären die USA im Sport nicht einmal eine zweitrangige Nation."

Wie der letzte Leichtathletik-Länderkampf Sowjetunion—USA in Moskau bewiesen hat, gelten diese Worte nach wie vor. Ohne Neger hätte die USA-Männermannschaft nicht einmal den bisher knappsten Sieg in der Geschichte dieses traditionellen Kräftemessens geschafft. Die Amerikanerinnen haben noch nie so hoch gegen die sowjetischen Sportlerinnen verloren. Treffend charakterisierte die mehrfache Welt- und Europarekordläuferin der DDR, Gisela Birkemeyer, die Lage des USA-Frauensports: „Wenn die USA-Leichtathletinnen allein mit weißen Sportlerinnen anträten, würden sie einen Vergleich mit dem SC Dynamo Berlin verlieren."

Inzwischen hat auch Jesse Owens begriffen, daß diese widerspruchsvolle Situation im amerikanischen Sport auf die Dauer unhaltbar ist. 1936 hoffte er noch, „durch meine sportlichen Erfolge zum höheren Ansehen meiner Rasse in den USA beizutragen". 1960 schrieb er einen offenen Brief an seine Landsleute: Jeder Mensch habe zwei Arme, zwei Beine und ein Herz, es gäbe keine Vorrechte, die der geographischen Herkunft entspringen würden, der Rasse oder Hautfarbe. „Deshalb können in den Vereinigten Staaten die Neger nicht länger isoliert werden. Es sind Amerikaner wie jeder andere."

Der Kampf um Freiheit und Gleichberechtigung der Neger in den USA nimmt mehr an Bedeutung zu. Namhafte Sportler belassen es nicht mehr bei Erklärungen. Archie Moore, der farbige Halbschwergewichts-Weltmeister der Profiboxer, stiftete schon 1961 3 000 Dollar für die kämpfenden Neger-Organisationen. Weltrekordler Ralph Boston und John Thomas sowie andere berühmte Leichtathleten zogen ihre Startmeldung für einen Wettkampf in Houston (Texas) zurück, weil im Stadion getrennte Tribünen für Weiße und Farbige eingerichtet waren. Sie alle lassen sich nicht mehr länger diffamieren.

Gerhard Kleinlein

Schön im Regen

Kragenloser, eleganter Mantel aus weißem Dederon. An den Kanten, Patten und der Billetttasche eine Stepperei aus gleichfarbiger Knopflochseide. Das Modell wird durch einen Schal aus dem Material des Mantels ergänzt, der hier als Stirnband gebunden wurde. Modell: herdas, Saalfeld

Früher einmal war der Regenmantel das Stiefkind, das Aschenputtel in der Garderobe, die Mode nahm von ihm keine Notiz. Grau, formlos und unansehnlich zog man ihn nur widerwillig bei strömendem Regen an, dazu trug man Gummigaloschen und bewaffnete sich mit einem schwarzen, tristen, baumwollenen Regenschirm. Entsprechend war auch das Straßenbild, wenn es regnete, grau in grau.

Das hat sich — zum Glück — im Laufe der Jahre gründlich gewandelt. Die Modeschöpfer haben sich des Aschenputtels angenommen und dekretiert, daß eine Frau auch im Regen hübsch und reizvoll auszusehen habe, und die Frauen haben sich dieses „Diktat" gerne gefallen lassen, — die Männer übrigens auch. Der Regenmantel, in vielen Variationen und Farben, — vom chicen sportlichen Trenchcoat aus Gabardine oder Popeline bis zum eleganten, hochmodischen Hänger aus Seide oder verschiedenen Kunstfasern, ist zum beliebtesten Kleidungsstück geworden und sieht bei Regen genausogut aus wie bei Sonnenschein. Oft sieht man einem Regenmantel gar

Oben: Links ein bordo-schwarz-changierender hochmodischer Dederonmantel mit exaktem Hemdkragen, schmalem Rückengurt und Riegeln an den Ärmeln. Rechts: Sportlicher marineblauer Mantel aus Dederon mit Raglanärmel. Modelle: herdas, Saalfeld ● Unten: Zwei Modelle aus Mantillin, einem Dederongewebe, das für Staub- und Regenmäntel verwendet wird. Bei der Pflege dieser Mäntel ist zu beachten, daß sie nicht chemisch gereinigt werden dürfen. Man soll sie vorsichtig waschen und bügeln. Modelle: VEB Damenbekleidungswerk Gera

nicht mehr seine ursprüngliche Funktion an, und oft haben Übergangs- und Wintermäntel ihren Schnitt vom sportlichen Regenmantel entliehen. Kommt irgendwo eine besonders ansprechende, praktische Regenmantelmode auf, so geht sie wie ein Lauffeuer um die Welt, wie die auch bei uns so beliebten marineblauen oder olivfarbenen Dederonmäntel, die sowohl für Frauen als auch für Männer noch immer eine Art Uniform sind von Moskau bis Rom.

Der Regenschirm wird überflüssig, wenn zu den Mänteln auch Kopftücher aus dem gleichen Material geliefert werden. Aber auch die Anhänger von Regenschirmen kommen auf ihre Kosten und haben nur die Qual der Wahl unter all den bunten, lustigen Schirmen, die in unseren Geschäften zu finden sind. Nicht so farbenfreudig allerdings sind unsere im Schnitt recht flotten Regenmäntel, da ist man noch ein wenig zu zurückhaltend und zu konservativ. Ein besonderes Lob deshalb dem VEB Herren- und Damenbekleidung Saalfeld, der einen *weißen* Dederonmantel anfertigt. Dieser Mantel erhält seine elegante Note durch den Schal aus dem gleichen Material, der den Kragen ersetzt. (Siehe unser Foto auf der vorhergehenden Seite.)

In unseren Breiten regnet es am meisten im Herbst und im Frühling. Vielleicht werden wir im nächsten Frühjahr in den Läden mehr Regenmäntel auch in hellen, freundlichen Farben finden. Eine (farben)frohe Botschaft kam bereits aus Zittau, wo der VEB Textilkombinat eine neue Farbskala für Polyester-Mantelpopeline (ein hochwertiges, kunstfasergemischtes Gewebe) entwickelt hat, die acht Farbtöne aufweist, von Braun über Violett bis zu Grün.

Hie

Auf der gegenüberliegenden Seite ▶ finden Sie einige Utensilien, um schön zu sein auch an Regentagen

Moskau im Herbst

„Trostlose Zeit — Bezauberung der Augen", so nannte der russische Dichter Alexander Puschkin den Herbst. An seinem Denkmal treffen sich auch in diesen Tagen die Moskauer Liebespaare. Von hier schlendern sie, an den Schaufenstern der Gorkistraße entlang, zum Manegeplatz. Dort, wo sonst Kunstausstellungen zu Hause sind, wird jetzt der „Goldene Herbst" gefeiert. Jeden Abend kommen Tausende Mädchen und Jungen zu lustigem Zeitvertreib, zu Spiel und Tanz zusammen, auch wenn es draußen regnet und stürmt. Sie wissen, daß am nächsten Tag die Sonne wieder scheinen und „jenes schöne Herbstwetter bescheren wird, über das sich die Menschen immer so wundern", wie Leo Tolstoi einmal schrieb. „Die niedrigstehende Sonne spendet mehr Wärme als im Frühling, in der dünnen, reinen Luft glänzt alles, daß einem die Augen weh tun; die würzige Herbstluft verleiht jeder atmenden Brust ein Gefühl von Kraft und Frische, selbst die Nächte sind warm, und in diesen dunklen warmen Nächten fallen unablässig ganze Schwärme von goldenen Sternen vom Himmel und erfüllen die Menschen mit Schrecken und Freude."

Fotoreportage von
Miroslaw Murasow

Pablo Picasso, Die Feinschmeckerin, Öl

Der Gipfel der Eintopfgerichte

Hungrige Männer mögen keine Mahlzeiten, die aus zwanzig Kinkerlitzchen bestehen. Sie wollen, daß man ihnen einen großen Topf vorsetzt, an dem sie sich satt essen können. Als Esau mit brummendem Magen von der Jagd kam, verkaufte er sein Erstgeburtsrecht nicht für Vorspeise, Suppe, Fisch, Braten und Dessert, sondern für eine Schüssel Linsen, in der vielleicht, obwohl das in der Bibel nicht überliefert ist, ein paar Würstchen schwammen.

Der Eintopf — lateinisch „Olla" — entspringt also nicht der Not, sondern einem männlichen Bedürfnis. Er ist nur im Laufe der Jahrtausende heruntergekommen, weil die Köche ihn aus allerlei Abfall zusammenbrauten und aus ihm einen Mischmasch machten, den man in Deutschland schon seit dem Ende des 16. Jahrhunderts Olla potrida genannt hat. Aber Olla potrida ist beileibe kein verächtliches Gericht. Es ist spanischen Ursprungs und daher schon im Don Quichotte des großen Cervantes beschrieben. Als der verfressene Sancho Pansa, der Knappe des Don Quichotte, einen hohen Posten erlangte, bestellte er sich sofort eine Olla potrida, weil darin alles Schmackhafte vereint ist — eben „ein herrliches Gefräß aus vielen unterschiedlichen Speisen in einer Schüssel", wie schon 1610 in einem deutschen Buch zu lesen war.

Olla potrida ist der Gipfel der Eintopfgerichte. Wenn der hängende Magen des ausgehungerten Mannes sich wieder zu festigen beginnt, unterscheidet die Zunge mit jedem Bissen sorgfältiger, was dort auf kunstvolle Weise zusammengefügt worden ist: Rind und Huhn, Erbsen und Karotten, Sellerie und Zwiebel, wobei sorgfältig ausgewählt wurde, was in welchem Zustand vom Anbeginn an gemeinsam in den Topf getan und was erst später zusammen gekocht werden darf.

Die Spanier sind die unbestrittenen Meister der besonderen Kochkunst des Eintopfs. Sie kennen außer der Olla potrida zum Beispiel auch noch ein anderes gutes Gericht, Paella. Beiden ist gemeinsam, daß sie die Raffiniertheit etwa der französischen Küche mit der derben Volkstümlichkeit des bäuerischen Geschmacks verbinden. Wenn wir von einem Kunstwerk verlangen, daß es stofflichen Gehalt mit Meisterschaft der Ausführung vereine, so geben diese Eintöpfe der Hausfrau wahrhaft Gelegenheit, sich auch vor einer verwöhnten Familie als Künstler zu erweisen.

Hier die Rezepte:

Olla Potrida

2 Tassen Erbsen
2 1/2 Liter Wasser
3 Teelöffel Öl
1 Pfund Rindfleisch
1 Huhn
1/4 Pfund Schinken oder Speck
2 Bockwürste
2 Zwiebeln
3 Knoblauchzehen
2 Teelöffel Salz
1 Teelöffel Pfeffer
2 Tassen Weißkohl, geschnitten
1 Pfund Schoten (tiefgekühlte) oder Karotten und Sellerie
1/2 Pfund grüne Bohnen
2 Salatköpfe

Wir weichen die Erbsen über Nacht ein, gießen das Wasser ab und setzen sie mit etwa 2 1/2 Liter Wasser an und lassen sie eine halbe Stunde kochen. In einem anderen Topf erhitzen wir Öl, schütten das gewürfelte Rindfleisch, das zerschnittene Huhn, Schinken oder Speck und in Scheiben geschnittene Bockwürste hinzu, lassen alles schön braun werden und fügen danach Zwiebeln, Knoblauch, Salz, Pfeffer und die halb weich gekochten Erbsen mit dem Wasser dazu. Langsam, zugedeckt, lassen wir das Gericht etwa 1 1/2 Stunden kochen. Danach nehmen wir 2 Tassen von der Brühe und kochen Kohl, Schoten, grüne Bohnen und zu guter Letzt 2 Salatköpfe, legen das Fleisch mit den Erbsen auf eine Platte und obenauf die in der Brühe gekochten Gemüse.

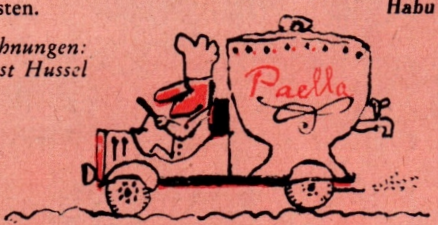
Paella

1 Ente
1 Tasse Öl
2 Knoblauchzehen
2 Zwiebeln, geschnitten
1 Pfefferschote
2 Teelöffel Paprika
2 Teelöffel Salz
Petersilie
2 Tassen Reis
1 Pfund Seefisch

Wir kochen das Entenklein mit sechs Tassen Wasser weich, die Ente teilen wir in Stücke, bräunen sie im Öl und geben Zwiebeln, Knoblauch und die Pfefferschote dazu und danach alle angegebenen Gewürze. Ist die Ente fast weich, gießen wir die Entenbrühe darüber, schütten den Reis in die Brühe und nach etwa zehn Minuten den in Stücke geschnittenen Fisch. Zugedeckt lassen wir die Paella noch weitere zehn Minuten dünsten.

Habu

Zeichnungen: Horst Hussel



Es waren einmal fünfundzwanzig Zinnsoldaten, die waren alle Brüder, denn sie waren alle aus einem alten Zinnlöffel gegossen worden. Das Gewehr hielten sie im Arm und das Gesicht geradeaus, und herrlich rot und blau war ihre Uniform.
Aus dem Märchen „Der standhafte Zinnsoldat", von Hans Christian Andersen

Die Helden

Das Torhaus des Schlosses Dölitz

Es war einmal ein Feldherr namens Napoleon Bonaparte, der saß am 18. Oktober 1813 auf seinem Schimmel und blickte mit seinen Generalen und Marschällen von dem markanten Punkt der Quandtschen Tabaksmühle bei Probstheida auf das Getümmel der Völkerschlacht und ahnte nicht, daß vier Kilometer südöstlich und 150 Jahre später ein gewisser Herr Bunzel aus Leipzig, Tischler von Beruf, Kulturbundmitglied und Sammler von Zinnfiguren aus Berufung, mit seinen Freunden die schmählichen Stationen der Niederlage rund um Leipzig mit der Akribie eines Wissenschaftlers und der Phantasie des Künstlers in Holz, Pappe, Leim, Farbe und Zinn nachgestalten würde. In der Durchfahrt des Torhauses vom ehemaligen Schloß Dölitz, das am 18. Oktober von den Napoleon verbündeten Polen zäh gegen die Österreicher verteidigt wurde (eine Gedenktafel zeugt davon), erzählte mir Herr Bunzel, wie schwer es war, das kleine, aber sehenswerte Zinnfigurenmuseum in den Räumen dieses historischen Gebäudes aufzubauen.

Millionen Zeugen der Geschichte

Das Britische Museum in London besitzt eine der ältesten Bleifiguren: die Statuette eines römischen Legionärs aus der Flavischen Zeit um ungefähr 100 n. d. Z. Sie wurde bei Mainz aus dem Rhein gebaggert. Professor Unverzagt von der Deutschen Akademie der Wissenschaften in Berlin hält einen anderen Schatz in seinem Panzerschrank verschlossen: eine Figurengruppe aus dem 11. bis 12. Jahrhundert, die bei der Stadtkernforschung Magdeburgs Anfang der fünfziger Jahre gefunden wurde. Motive: Zwei Bäume, ein Greif, ein kämpfender Ritter, Burgzinne und Liebespaar.
Diese kostbaren Einzelstücke sind zwar nicht mit der Massenware zu vergleichen, die später die Nürnbergischen Manufakturen verließen. Ganze Heere der flachen Zinnfiguren und plastischeren Bleifiguren entquollen den Spanschachteln und okkupierten Stadt und Land. Es gibt kein kulturhistorisches oder kriegerisches Ereignis, das nicht von den sogenannten Herausgebern mehr oder weniger künstlerisch in Schiefer gestochen und in Zinn oder Blei ausgegossen wurde. Die standhaften Zinnsoldaten und ihre Sippschaft machten vor einigen Jahrzehnten eine scharfe Kehrtwendung: aus den Spielzeugläden und Kinderstuben marschierten sie in die Vitrinen der Museen und Sammler — so wie sich die Briefmarken vom einfachen Postwertzeichen zur begehrten Sammlerware wandelten.

Zinnpapst, Zinnpest und die Hohe Kunst der Dioramen

Dr. Fritz Kunter, der Vorsitzende des Arbeitskreises „Kulturgeschichtliche Zinnfiguren" in der DDR, den seine Sammlerkollegen scherzhaft den „Zinnpapst" nennen, ist Oberassistent in der Militaria-Abteilung des Museums für Deutsche Geschichte in Berlin. Seine Liebe zu den Zinnfiguren bestimmte seinen Lebensweg. Wer ernsthaft Zinnfiguren sammelt, der muß sich in der Uniform- und Kostümkunde, in der Heraldik und auf anderen Gebieten der Geschichte hervorragend auskennen. Aus der Liebhaberei wurde ein Beruf. Dr. Kunter betrachtet die Zinnfigurensammelei nicht nur als amüsantes Steckenpferd, für ihn ist sie ein Mittel zur Volksbildung. Und tatsächlich geht von den kleinen Figürchen, deren Augenhöhe nach einer Übereinkunft aus dem Jahre 1930 im allgemeinen 28 bis 30 Millimeter beträgt, eine magische Anziehungskraft aus, die große pädagogische Bedeutung hat. Museen, die ihren Besuchern künstlerisch gestaltete Dioramen bieten, finden regeren Zuspruch, und Lehrer, die im Unterricht die farbig bemalten „Spielzeuge" benutzen, erzielen wegen der Anschaulichkeit die größten Erfolge. Das Bemalen der rohen, silberglänzenden Abgüsse ist für die meisten Sammler die schönste Beschäftigung, die viel Zeit, Geduld, Kenntnisse und Erfahrung

aus der Spanschachtel

verlangt. Die Farbe verhindert als zusätzlichen Effekt die Oxydation des Metalls, die gefürchtete Zinnpest, von der unbemalte Rekruten, Generale, Cowboys, Marktfrauen und Elefanten gleichermaßen dahingerafft werden. Wie Briefmarkensammler Motive oder bestimmte Zeitabschnitte sammeln, so spezialisieren sich die Zinnfigurenfreunde zum Beispiel auf die Biedermeierzeit, auf Schlachten oder Städtebilder. Es ist keine Seltenheit, daß Sammler mehr als 10 000 Figuren besitzen vom „Seegefecht um 1600" bis zum „Schlachtfest" (nach einem Ludwig-Richter-Motiv), wie ich in einem neuen Katalog las. Alte Stiche und Gemälde liefern die Vorlagen für die Graveure. Der Arbeitskreis im Deutschen Kulturbund bemüht sich jetzt auch, die neuere revolutionäre Geschichte darzustellen: 1848, 1871, 1919 und Szenen aus dem Leben der Volksarmee. ***Hannes Schreiber***

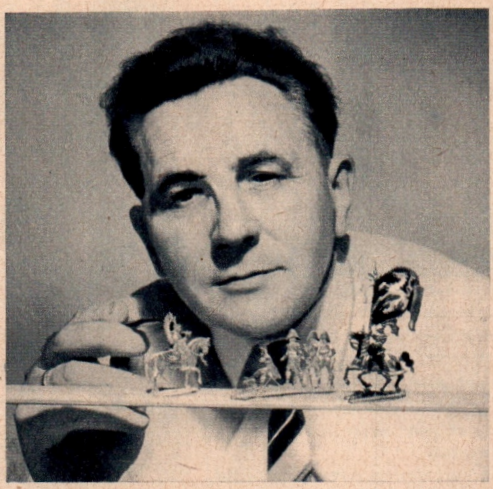
Zinnfiguren

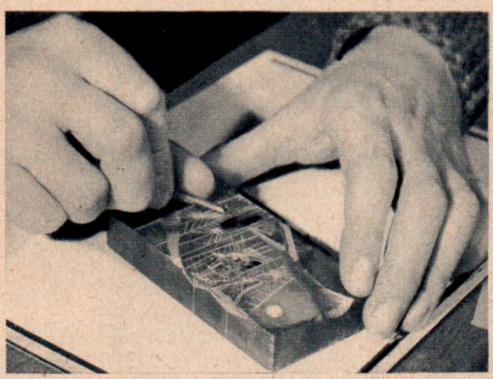
Die Zinnfiguren sind
Verbindung zwischen Kunst und Kind.
Sie schildern alle Zeiten.
Da schreiten, stehn und reiten
Klein-märchen-bunt aus jedem Land:
Indianer, Ritter, Sachsen,
Und was der Schöpfer sonst erfand.

Auch Bäume, schön gewachsen,
Auch Häuser, Schiffe, Eisenbahn,
Flugzeuge, Autos, Pelikan
Wie jedes andere Getier;
Kurz: Allerlei und Jederlei
Ist hier —
Studiert nach Farbe, Form und Sinn —
Schön ausgeprägt in Zinn.
Mitunter ist das Zinn auch Blei.

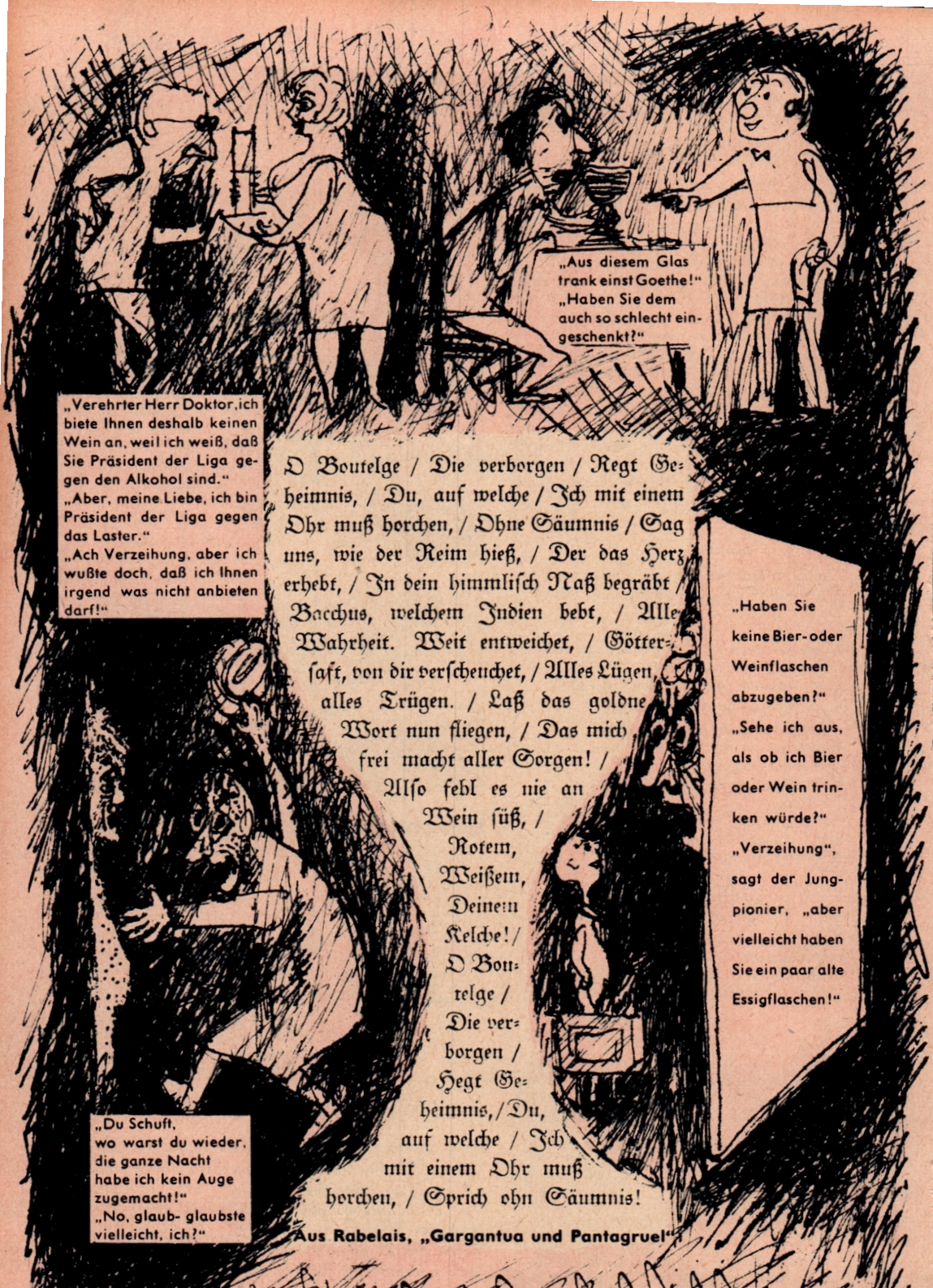
Sinnvoll, mit Liebe aufgestellt,
Zeigt das im Kleinen große Welt.
Wenn das uns Alten noch gefällt,
Will das für mich bedeuten:
Die Zinnfiguren sind
Verbindung zwischen Kunst und Kind
und uns, den alten Leuten.

Joachim Ringelnatz





Oben: Herbert Bunzel bemalt liebevoll seine Zinnfiguren, die auf einem schmalen Brett festgeleimt sind ● Mitte: Napoleon auf der Flucht aus Rußland, Zinnfigurengruppe. Der Schlitten wurde aus einzelnen Teilen zusammengelötet ● Unten: Die Wiege der Zinnfiguren: Gußform aus Schiefer ● Links: Schlacht bei Wachau am 16. 10. 1813, Ausschnitt aus dem Diorama des Stadtgeschichtlichen Museums im Alten Rathaus zu Leipzig



Aus Rabelais, „Gargantua und Pantagruel“

TRINK ICH — ODER ESSIG?

Zeichnung: Sandberg

Walter Kaufmann

Punkt ohne Wiederkehr

Fortsetzung von Seite 11

bevor er zur Tür schritt, nahm ihr rotes Kleid vom Boden auf und, während er es über das Bettende legte, sagte er: „Du — obwohl es Sonntag ist, ich werde an Bord gebraucht."
Doch sie fühlte, daß auch das nicht der Wahrheit entsprach, und je weiter der Tag vorrückte, desto mehr quälte sie dieser Gedanke — er schmerzte sie wie ein Dorn, von dem sie nur die Gewißheit befreien konnte. Und so ging sie am späten Nachmittag zum Hafen hinunter, gab der Hafenwache eine falsche Auskunft und gelangte so zum Kai, wo sein Schiff vor Anker lag — das Schiff, von dem sie eine halbe Stunde später floh, als stände es in Flammen.

In den drei Wochen, die der Frachter in Rostock lag, sah sie Karl Bittner nicht wieder. Doch sie konnte ihn nicht vergessen. Es war, als ob die Hoffnung, die er in ihr geweckt hatte, unabhängig von ihrem Willen in ihr weiterlebte. Er war ein Seemann, ein Fremder im Grunde, trotz der Zuneigung, die sie für ihn empfand, und es gab eine Frau, die solche Rechte an ihn hatte, daß er ihr sogar den Tag nach ihrer Begegnung nicht verweigert hatte. Was war ihr also geblieben? Nichts — wenn sie auf die Stimme der Vernunft hörte. Und doch kreisten ihre Gedanken ständig um ihn — sie sehnte sich nach ihm, und in ihrer Sehnsucht nahm sie jede Gelegenheit wahr, seinem Bild, das in ihr lebte, mehr Realität zu geben. In dem Restaurant, wo sie so viele Seeleute bediente, nahmen ihre Ohren jede zufällige Bemerkung über die Position seines Schiffs, jedes Wort über die Mannschaft auf, und wenn sein Name fiel, gelang es ihr jedesmal, mehr über ihn zu erfahren. Er war nur zwei Jahre älter als sie, gerade fünfundzwanzig, elternlos aufgewachsen, genau wie sie, und fuhr seit seiner frühesten Jugend zur See. Er war jetzt Dritter Offizier, und einmal hörte sie, wie ein Verwaltungsoffizier sagte, seine seemännische Tüchtigkeit wäge seine Sprunghaftigkeit und Unberechenbarkeit nicht auf, und das stünde seiner Karriere im Wege.
„Er könnte längst Zweiter oder Erster Offizier sein", fuhr der Verwalter fort, „aber er hat mal in Hamburg das Schiff verpaßt, weil ein Onkel von ihm ihn überreden wollte, dazubleiben."
Als sie das hörte, dachte sie, daß auch sie heute mehr als eine Serviererin sein könnte, hätte sie nicht jene fünf trostlosen Jahre bei Verwandten in Hannover verbracht — als „Haustochter", was nur ein Name war für ein unbezahltes Dienstmädchen. Warum hatte sie eigentlich Rostock verlassen, um in einer Stadt zu leben, die ihr immer fremd blieb — fremd in allem, fremd in ihrer ganzen Lebensform?
„Und was hat Karl schließlich zurückgeführt?" fragte sie den Verwalter.
„Der Käptn glaubte, es wäre unsere Flotte und daß er unser Leben hier vorzog", sagte er, „aber ich hörte, es war nur eine Krankenschwester in Stralsund."
Sie stellte die Suppe, die sie gerade servieren wollte, mit zitternden Händen hin, etwas schwappte über, und, sich entschuldigend, wischte sie es hastig ab. Ihr Gesicht brannte. In ihrer Verwirrung versäumte sie, die Gelegenheit wahrzunehmen, auf die sie so lange gewartet hatte, und erst einige Tage später erfuhr sie den Namen des Mädchens: Jutta — Jutta Scheer.
„Wußten Sie", fragte sie jetzt Harry Wels, der immer noch an ihrem Tisch saß und sich ihre Geschichte anhören mußte, „wußten Sie, daß er mit einer Krankenschwester aus Stralsund verlobt war?"
„Nein", behauptete er, „das habe ich nicht gewußt."
„Aber es stimmt", beharrte sie. „Es stimmt."
„Wenn Sie es wissen."
„Und nun wundern Sie sich vielleicht nicht mehr über das, was ich vorhin sagte!"
Er schüttelte den Kopf. „Ich kann verstehen, warum Sie das sagten", räumte er ein, „aber ich glaube niemals, daß sich ein Mann die Knochen bricht und seine Karriere ruiniert, nur um bei seinem Mädchen zu sein."
„Mag sein — vielleicht", stimmte sie ihm zu, und ein Funke jener längst begrabenen Hoffnung flammte von neuem in ihr auf.
„Natürlich ist es so", erklärte er mit Nachdruck. „Gar kein Gedanke, daß es anders sein könnte."
„Würden Sie so gut sein und für mich zu ihm gehen?" sagte sie plötzlich flehend. „Zeigen Sie ihm ein Foto von unserer kleinen Tochter und erzählen Sie mir dann, was er gesagt hat — nur das, nicht mehr!"
Von unten klang die Tanzmusik zu ihnen herauf, laut und rhythmisch, von Trommelschlägen begleitet. Er blickte von ihr weg, zu dem Tisch hinüber, an dem er gesessen hatte und an dem jetzt zwei junge Frauen saßen. „Wir sprechen später darüber", sagte er. Er wollte aufstehen, aber sie hinderte ihn daran.
„Hören Sie mich bis zu Ende an", bat sie, obwohl der Gedanke an ihr Kind, das sich selbst überlassen war, sie plötzlich mit Schuldbewußtsein und Angst erfüllte, „dann tun Sie es sicher."

Während er ihr zuhörte und sie beim Sprechen beobachtete, begann Harry Wels allmählich einzusehen, daß sein Urteil über diese Frau oberflächlich gewesen war, viel zu summarisch und gefärbt von seiner Kenntnis des käuflichen weib-

lichen Strandguts in fremden Häfen. Er begriff nun, daß sie von Karl keine finanzielle Unterstützung wollte und niemals verlangen würde, sondern daß sie eine andere Sicherheit suchte, ein Heim, ein Zuhause. Es beeindruckte ihn, daß sie in der ganzen Zeit, in der sie für das Kind zu sorgen hatte, nie den Versuch gemacht hatte, das zu beanspruchen, wozu Karl ihr gegenüber gesetzlich verpflichtet war, und nicht einmal angegeben hatte, daß er der Vater war. Soviel das Foto erkennen ließ, konnte sie mit dem vergnügten Bündel Leben, das Karl so ähnlich sah, wie ein Kind seinem Vater nur ähneln kann, durchaus Ehre einlegen: es war ein quicklebendiges, gesundes Baby, das da auf einem Kissen strampelte.

„Wie heißt sie?" fragte er.

„Karola", sagte sie, und hastig setzte sie hinzu: „Karola Berger."

Es lag Stolz darin, das fühlte er, mit Bitterkeit gemischt, aber dennoch Stolz. Sein Respekt für sie wuchs: wenigstens hatte sie die Sache in guter Haltung durchgestanden.

„Ich wollte nichts von ihm, ich wollte nur, daß er davon weiß", sagte sie, und dann berichtete sie von ihrer dritten Begegnung mit Karl. Sie sprach jetzt von ihm, als handle es sich um einen anderen Menschen — ruhiger, gefaßter.

Harry Wels erinnerte sich an den Tag, von dem sie sprach, einen Sommertag im späten August des vergangenen Jahres, als ihr Schiff von einer fünfmonatigen Fahrt nach Argentinien, Uruguay und Brasilien nach Rostock zurückgekehrt war. Die lange, ungepflasterte Straße von den Hafentoren bis zu den Kais des neuen Überseehafens war damals noch staubig und voller Schlaglöcher, und er konnte sich vorstellen, was es für sie bedeutet hatte, als Hochschwangere den ganzen Weg in der Hitze zu laufen.

„Es machte mir nichts aus", fuhr sie fort. „Es war, als schritte ich unter einem schützenden Schild dahin, das mich gegen die Außenwelt abschirmte. Ich sah nur die Masten des Schiffs weit in der Ferne. Das Fallreep war tief auf dem Kai, aber obwohl ich Sandalen trug, fand ich, ich sollte es besser nicht riskieren, so hoch hinaufzuklettern. So bat ich einen Matrosen, Karl herunterzurufen. Ich wartete im Schatten eines Krans, und als er mich erblickte, lächelte er nicht einmal. Sein Mund wurde hart, und ich wußte sofort, daß sich nichts geändert hatte. Aber es traf mich nicht mehr. Ich sah in ihm nicht mehr den Mann, der mein Leben hätte teilen können, sondern nur noch den Vater meines Kindes, und ich fühlte mich innerlich frei und ganz ruhig. Mein Zustand war offensichtlich, und es war keine Erklärung nötig. Er stand da und sah mich an. ‚Und?' sagte er. ‚Wirst du es ihr sagen?' fragte ich. ‚Sicher werde ich es ihr sagen', antwortete er. Weiter wollte ich nichts wissen, und so drehte ich mich um und wollte den Weg zurückgehen. Auf seinen Ruf blieb ich stehen. ‚Wohnst du immer noch da oben?' fragte er. Ich nickte. ‚Ich werde dich besuchen', versprach er. ‚Ich weiß nicht wann, aber ich komme ganz bestimmt.'"

„Und ist er gekommen?"

„Ja", sagte sie leise, und ihre Stimme blieb tonlos, als sie ihre Geschichte zu Ende erzählte. „An dem Abend, bevor ihr wieder ausgelaufen seid. Er blieb nicht lange, ich meine, nach seinem Vorschlag — ich konnte nur die Tür aufmachen und sie halb offen lassen. Da wußte er, daß es nichts mehr zu sagen gab."

„Ich verstehe nicht."

„Er bot mir an, das Baby zu adoptieren", fuhr sie fort. „Ich sah ihn mißtrauisch an, ich verstand nicht, was er meinte. Wie kann ein Seemann ein Kind adoptieren?

‚Jutta wird es aufziehen', erklärte er mir, ‚sie versteht was von Säuglingspflege.' Die Ungeheuerlichkeit dieses Vorschlags verschlug mir die Sprache. Nachdem er mir genommen war, sollte mir nun auch noch mein Kind genommen werden, nichts sollte mir bleiben als die vier Wände eines Mansardenzimmers und die Erinnerung an das, was hier geschehen war. Ich ging von der offenen Tür zum Fenster hinüber und setzte mich auf mein Bett. Ohne ein weiteres Wort verließ er mein Zimmer, und ich sah ihn nicht wieder."

Unten machte die Kapelle gerade Pause, die Musiker verließen ihr Podium, und die Stimmen um sie herum klangen nun deutlicher. Noch einmal betrachtete er das Foto des Babys, das er nach Stralsund mitnehmen sollte. Es schien ihm jetzt in der trüberen Atmosphäre etwas verschwommen, und er mußte es in das rötliche Licht heben, um es genau erkennen zu können.

„Was soll das", sagte er und gab es ihr zurück. „Was nützt es Ihnen, zu wissen, was Karl sagt oder denkt? Blicken Sie vorwärts, nicht zurück. Sie sind hübsch und jung genug, um einen anderen Mann zu finden."

„Hübsch genug", wiederholte sie. „Nach nur achtzehn Monaten haben Sie mich nicht mal wiedererkannt."

„Aber ich habe Sie als erste zum Tanzen aufgefordert", erinnerte er sie.

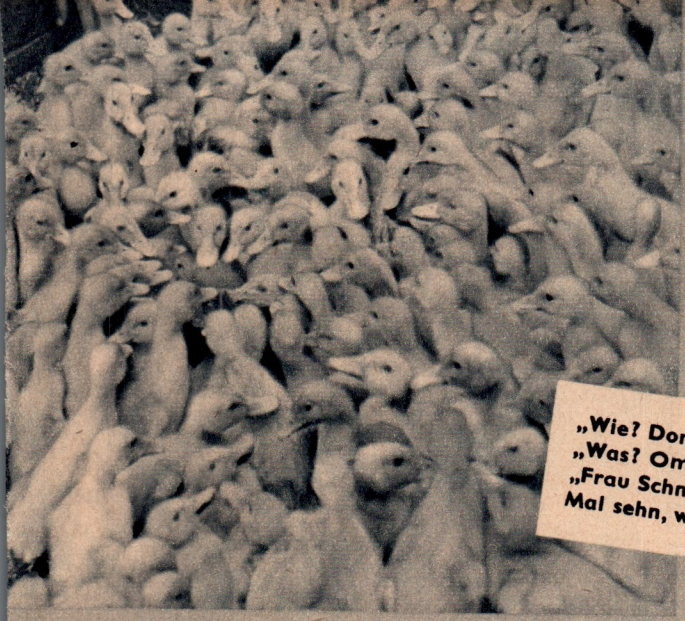
Ich habe Sie dazu gezwungen, hätte sie beinahe erwidert, aber sie schwieg. Sie schob das Foto hinter den kleinen Spiegel in ihrer Handtasche und drückte den Verschluß zu.

„Sie haben recht", sagte sie und erhob sich. „Was nützt es mir, zu wissen, was er jetzt nach dieser ganzen Zeit sagt oder denkt? Es ist wahr, daß mich das Alte nie neu beginnen ließ."

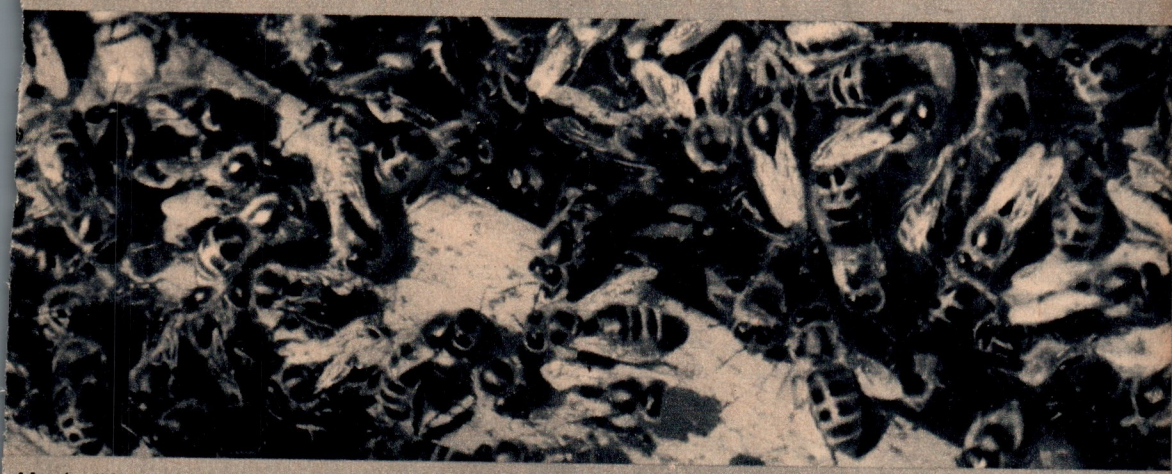
Damit verabschiedete sie sich von ihm und eilte heim. Ihre Gedanken flogen ihrem Kind entgegen, und als sie durch die Straßen floh, hoffte sie inbrünstig, daß es noch friedlich schlafen möge, wenn sie nach Hause kam.

GEWIMMEL-GETUSCHEL

auf Band genommen
von Rolf Reuss



„Wie? Donald zahlt an Berta Alimente?“
„Was? Oma Watschelbein hat durchgedreht?“
„Frau Schnack ist tot? Vermutlich eine Ente!
Mal sehn, was morgen in der Zeitung steht!“



„Honigsüßes, kesses Bienchen, du!
Folg mir ins Quartier, das ich bewohne!“

„Putz dir, Freundchen, selber Rock und Schuh,
denn ich will nicht Magd sein einer Drohne!“

„O letzte Tage goldner Urlaubszeit,
dein Arm ist liebevoll und weich wie Watte.
Du gabst mir viel, nur nicht die Einsamkeit,
die ich nach zwanzig Uhr am Alex hatte!“

„Die geht mit dem? Was die an dem bloß findet!
Der hat doch kaum noch Schuppen auf dem Leib!
Ob sie sein Goldfisch-Pöstchen an ihn bindet?
Schon möglich bei dem raffinierten Weib."

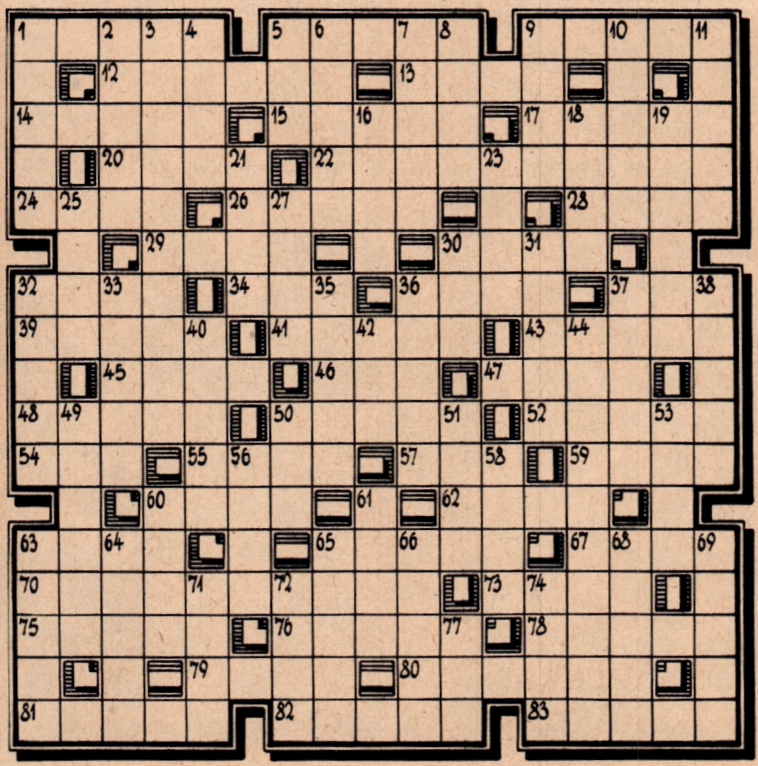
„Ich war zuerst! Macht Platz! Mein Schweinsfilet
schmeckt im Vergleich zu eurem zehnmal besser!
Als Nestor einer Muster-LPG
hab ich mit Vorzug Anspruch auf das Messer!"

„Parbleu! Mich wie pommes frites hier schmoren lassen!
Mon général, Ihr Kreuzzug ist mir schnurz.
Sie sollten sich ein bißchen kürzer fassen.
Parole d'honneur: Ich trete gleichfalls kurz."

n sag es doch: Der Schmidt ist eine Tüte!
id so was mimt bei SC Motor mit!

War das ein Torschuß! Allererste Güte!
Mein lieber Schwan, das kann nur einer: Schmidt!"

„Da siehste! Bäcker Lehmanns mittenmang
mit ihrem Autoboot für vierzehn Mille.
Pah! Einfach scheußlich dieser Geltungsdrang.
Ich steh auf Faltboot, denn ich bin für Stille!"

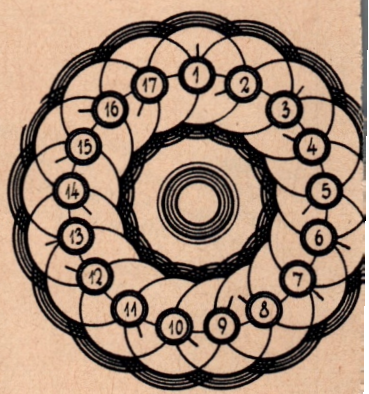


KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Kaffeesorte, 5. Ulk, Vergnügen, 9. Viehwirtschaft in den USA, 12. aus einer Fläche herausgearbeitetes Bildwerk, 13. Schmuckbehältnis, 14. Kurort im Harz, 15. indisches Baldriangewächs, 17. chemisches Element, 20. Nebenfluß von 73. waagerecht, 22. deutscher Grafiker, Maler und Bühnenbildner, Nationalpreisträger, 24. Blutgefäß, 26. chemisches Element, 28. Abschluß, 29. Stoffart, 30. Fußweg, 32. Dorfrichter in „Der zerbrochene Krug", 34. Märchenwesen, 36. Freiheitsentzug, 37. Mulde vor Hochgebirgswänden, 39. Liebhaber, 41. Stadt in der Schweiz, 43. Brettspiel, 45. Kuchengewürz, 46. Kielwasser, 47. kalter Adriawind, 48. französischer Autor utopischer Romane, 50. Nebenfluß der Donau im Banat, 52. feststehende Wortkürzung, 54. Bergrücken in Niedersachsen, 55. Lebewesen, 57. Mündungsarm des Rheins, 59. Spitze, Kopf, 60. Weinernte, 62. Druckwerk, 63. französische Landschaft, 65. Nebenfluß der Donau, 67. Schachausdruck, 70. russischer Pianist, Dirigent und Komponist des vor. Jh., 73. Nebenfluß der Aller, 75. italienischer Küstenfluß, 76. die Vogelwelt, 78. ringförmiges Korallenriff, 79. leidenschaftliche Wut, 80. Strom in Vorderasien, 81. Schlaferscheinung, 82. bedeutender mohammedanischer Herrscher des 16. 17. Jh., 83. kurzhalsige Giraffe.
Senkrecht: 1. Beweggrund, 2. jugoslawischer Landesteil in Slowenien, 3. Autor des Romans „Der Tunnel", 4. südfranzösische Stadt, 5. japanische Münze, 6. Zaunhalter, 7. französische Stadt an der Maas, 8. forstwirtschaftliches Raummaß, 9. Meeresfelsen, 10. Stadt im Bezirk Potsdam, 11. Trockengestell, 16. Schiffstau, 18. Gesangsstück, 19. mittelenglische Industriestadt, 21. Zitterpappel, 23. verfestigte vulkanische Asche, 25. isländische Sagensammlung, 27. Nebenfluß des Duero (Spanien), 30. südfranzösische Stadt, 31. Halbinsel im Ägäischen Meer, 32. tropische Faserpflanze, 33. Warnruf, 35. Fädchen, 36. Witterungserscheinung, 37. Geltendmachung eines Anspruches vor Gericht, 38. hühnergroßer Sumpf- oder Wasservogel, 40. Los ohne Gewinn, 42. europäische Hauptstadt, 44. Lehre von den verschiedenen Arten der Zahlen und von den Gesetzen des Rechnens mit ihnen, 49. höchster Berg des Kaukasus, 50. aromatisches Getränk, 51. Fluß in Marokko, 53. Staatshaushalt, 56. ägyptische Göttin, 58. Gestalt aus der Oper „Der Freischütz", 60. Ölpflanze, 61. sowjetischer Schriftsteller, 63. französische Hafenstadt, 64. Hauptinsel der spanischen Pityusen, 65. Fluß zum Kaspischen Meer, 66. weiblicher Vorname, 68. Kurort in der Schweiz, 69. Unechtes, 71. Regel, Richtschnur, 72. altrömisches Gewand, 74. Spielkartenfarbe, 77. englische Anrede.

WÖRTER IN KREISEN:

Die zu suchenden Wörter beginnen im Feld mit dem Pfeil und verlaufen in Uhrzeigerrichtung um das Zahlenfeld. Sie bedeuten:
1. Abgeschlossener Raum, Stockwerk, 2. Faßseitenbrett, 3. Pflanzensprößling, 4. Gestalt aus der Oper „Rienzi", 5. Scheunenboden, 6. Klavierteil, 7. Kurort in der Schweiz, 8. Kummer, Leid, 9. deutscher Porzellantechniker des vor. Jh., 10. Hausvorbau, 11. Gliederverbindung, 12. Angehöriger einer sowjetischen Nationalität, 13. Erfinder des Dynamits, 14. starkes Brett, 15. mit dem Fahrwasser vertrauter Seemann, 16. Gefolge, Haufen, 17. Fixstern.
Sind die Wörter richtig eingesetzt, so nennen die Buchstaben in den siebzehn Außenfeldern, ebenfalls rechtsherum gelesen, den Titel eines Buches von Yuri Suhl.



AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 9/63

Kreuzworträtsel zum Selbstbauen: Waagerechte Wörter: Tarim, Stoa, Kahla, Aralie, Droge, Beben, Beta, Morse, Elan, Meran, Inder, Titer, Talk, Ern, Erika, Leila, Rabelais, Melasse, Aula, Iran, Untreue, Damaskus, Herne, Aller, Gas, Gran, Eisen, Atter, Angst, Lira, Stola, Leim, Roger, Rente, Racine, Elend, Neon, Falte. – Senkrechte Wörter: Tibet, Rabat, Irene, Man, Sibelius, Teer, Adana, Komik, Agon, Herde, Adern, Elite, Tataren, Serail, Real, Leber, Klaue, Leid, Imam, Lenau, Auer, Sage, Anker, Susanne, Rabatt, Talisman, Ehre, Niere, Gasse, Store, Grand, Aalen, Ilona, Sigel, Nante, Elen, Giro, Rif.
Silbenrätsel: 1. Natrium, 2. Europa, 3. Imitation, 4. Norwegen, 5. Ensemble, 6. Variante, 7. Orange, 8. Novität, 9. Diesel, 10. Emotion, 11. Napfkuchen, 12. Bedürfnis, 13. Estragon, 14. Sahara, 15. Triller, 16. Elster, 17. Nebelhorn, 18. Gurke, 19. Abenteuer, 20. Basalt, 21. Einbeere, 22. Numerale. – Rotwein ist für alte Knaben eine von den besten Gaben.
Silbenkreuz: 1 + 10 Avon, 12 + 2 Anden, 3 + 14 Barren, 4 + 9 Kader, 3 + 13 Elde, 15 + 6 Seife, 7 + 11 Bader, 8 + 16 Kute, 1 + 2 Aden, 3 + 4 Barka, 5 + 6 Elfe, 7 + 8 Baku, 9 + 10 + 11 + 12 + 13 + 14 + 15 + 16 Der von der anderen Seite.

Ausgelesenes

Was Wunder, daß der Film da sofort zugegriffen hat — eine reichere Quelle als die neue sowjetische Prosa, wie sie uns der Auswahlband *„Im Licht des Tages"* bringt, kann es für ihn kaum geben. Vier dieser sieben Erzählungen wurden schon verfilmt. Davon sahen wir bereits Wera Panowas bewegende Schilderung „Du sollst nicht einsam sein" auf der Leinwand und werden jetzt den in Moskau preisgekrönten Streifen „Fahrt ohne Fracht" nach der eindrucksvollen Erzählung „Leerfahrt" von Wladimir Tendrjakow erleben. Doch was dem Film recht, ist dem Leser um so wertvoller: erfährt er doch hier aus erster Hand von der um die Liebe betrogenen und doch so viel Liebe spendenden Jewdokija, von einer schicksalsschweren Bärenjagd, von den Konflikten des Kraftfahrers Chromow, von den kindlichen Gedanken des kleinen Stjopa ... Eines haben diese in Themen und Stil so verschiedenen Kunstwerke gemeinsam: sie zeichnen kein glattes Geschehen, zeigen uns keine denkmalsgleichen Helden. In alltäglichen Menschen und Ereignissen das Besondere aufzuspüren, ist diesen sowjetischen Erzählern meisterhaft gelungen und damit der Anschluß an die großen literarischen Traditionen ihres Landes.

(Verlag Kultur und Fortschritt, 8,60 DM)

Mit der Erzählung *„Die grausame Stadt"* aber kommt etwas ganz Neues in unser Bücherregal. Ohne europäischen Vorbildern zu folgen, schrieb der afrikanische Autor *Eza Boto* die Geschichte vom jungen Neger Banda. Wie wenig „exotisch" das gleich ist, wie viel echtes afrikanisches Wesen dagegen aus dieser schmerzvoll-glückseligen Liebeserzählung atmet!

(Verlag Volk und Welt, 6,20 DM)

Doch nicht nur Fremdartiges birgt besonderen Reiz. Gewohntes, mitten unter uns Geschehenes — wie zauberhaft kann das sein, wenn man es so sieht, so fühlt wie *Herbert Nachbar* (und es so bezaubernd illustriert wie Eberhard Binder-Staßfurt). Liebe in unseren Tagen sei ohne Romantik? Wer *„Oben fährt der Große Wagen"* das, weiß es besser. Und das sind schon viele. Denn dieses stimmungsvolle, sprachschöne Werk, in dem Traum und Wirklichkeit, Vergangenes und Heutiges zu einer zart-poetischen, so erfrischend frohen und doch so ernsthaften Liebesgeschichte verwoben sind, war im Nu vergriffen.

Ein Leichtes, der demnächst erscheinenden zweiten Auflage hier das gleiche zu prophezeien ...

(VEB Hinstorff-Verlag, 7,40 DM)

Gisa

Vignetten: Gerhard Bläser

ABGEHÖRTES

Ein Estradenprogramm der Liedkunst können Sie sich im Oktober im Plattengeschäft zusammenstellen. Das Angebot reicht von kunstvollen Madrigalen des 16. Jahrhunderts bis zu vogtländischen Weisen. Die erste Platte einer Sammlung deutscher Chorlieder bringt *Madrigale aus dem 16. und 17. Jahrhundert.* In dieser Zeit erlebte das deutsche Chorlied seine klassische Blüte. Der echten Volkstümlichkeit von „Ihr Musici, frisch auf" oder „Kommt, ihr G'spielen" werden auch Sie sich nicht entziehen können. Vielleicht nehmen Sie sich einen Titel besonders zu Herzen: „Nun fanget an, ein gutes Liedlein zu singen" (1596).

Eine historische Aufnahme vereint auf einer Langspielplatte *Chöre aus Motetten und Kantaten von Johann Sebastian Bach.* Es handelt sich um alte Dokumentarmitschnitte des Thomanerchors unter der Leitung von Karl Straube und Günther Ramin. Eine weitere Platte mit dem Thomanerchor unter Karl Straube vereint *weltliche Lieder.*

Von diesen alten Volksweisen geht ein gerader Weg zu den *„Neuen deutschen Volksliedern"* von Johannes R. Becher, vertont von *Hanns Eisler.* Ernst Busch singt und Hanns Eisler dirigierte selbst die Aufnahmen von „Lenin", „Dank euch, ihr Sowjetsoldaten", „Die alten Weisen" und „Deutschland".

Gedichte von Goethe, Becher und Fuernberg umfaßt eine Sammlung *Orchesterlieder* von *Ernst Hermann Meyer.* Diese Lieder, die sehr verschiedenartig sind und über einen längeren Zeitraum entstanden, „entspringen alle einem künstlerisch echten und unmittelbaren Bedürfnis nach musikalischer Gestaltung unseres Lebens und seiner Erscheinungen", wie dazu der Dichter Arnold Zweig schrieb. Bekannte Solisten interpretieren diese Lieder, unter ihnen Jutta Vulpius, Sona Cervena, Rolf Apreck und Werner Mißner; Kurt Sanderling dirigiert das Städtische Berliner Sinfonieorchester.

„Mit Rucksack, Hut und Wanderstock" geht es *Mit Herbert Roth durch's Thüringer Land.* Diese Langspielplatte vereint die bekanntesten Sommer- und Winterlieder des Rennsteigkomponisten.

Als Abschluß dieser umfangreichen Liedertafel, die für jeden Geschmack etwas bietet, besingen die Geschwister Caldarelli das *Vogtland, meine Heimat.*

Gruß von der Plattenbar

Ein Tip noch für Sie

Wünschen Sie die kleingepreßten Röllchen etwas weicher vor der Anwendung, dann brauchen Sie diese nur leicht hin und her zu biegen oder etwas zu verdrehen, und schon sind sie weicher, ganz wie Sie es sich wünschen."

Suche Bekanntsch. mit Leidensgefährten, bin gehbehind. (Littl.), Ende 20, viels. int. Abiturientin. Ro 686 DEWAG Berlin N 54

2 Freundinnen, 22/1,73, 19/1,70, Int. f. Theater, Motorsport, Auslandsreisen, wü. Bekanntsch. m. 2 intell. Herren, mögl. üb. 24/1,83 (auch einz. Bildzuschr. angen., zurück) MU 532 DEWAG Berlin N 54

Jg. Frau, 24/1,69, schlk., angen. Äuß., mit eig. mod. eingericht. Wohnung, sucht nach gr. Enttäusch. auf d. Wege charakterl. wertv. lieb. Herrn u. f. zwei Kinder guten Vati, mit Kind angen. Ernstgem. Bildzuschrift. MV 533 DEWAG Berlin N 54

Bin 22 J., wünsche Bekanntsch. m. Ing. m. viel Humor. Bildzuschr. erw. MX 535 DEWAG Berlin N 54

Herren-Schneiderin, 19 1,70, dkl., m. ½jähr. Sohn, wü. temp. charakterf. Herrn b. 28 J. kennenzul. (Raum Leipzig). Bildzuschr. MW 534 DEWAG Berlin N 54

Suche jg. int. Herrn, 22–26 J., zw. Briefw. Bin 21 1,64, dkl., Int. f. Theater, Lit., Reisen. Bildzuschrift. erw. (zur.). MZ 536 DEWAG Berlin N 54

Technische Zeichnerin, 18 J., wissenschaftl. allseit. int., sucht lernfreudigen Partner zum Briefaustausch. MA 537 DEWAG Berlin N 54

Suchen nette, intell. Briefpartner, 28–35 J. Sind 28 1,80, 24/1,76, 23/1,65,. Bildzuschrift. erw. MB 538 DEWAG Berlin N 54

Studentin, 22/1,68, blond, wü. Bekanntsch. m. nett., intell. Herrn zw. spät. Heirat. Bildzuschr. erw. MD 539 DEWAG Berlin N 54

Schönheit und Wohlbefinden ...

durch GERDEEN-Kräuterkosmetik

Unsere GERDEEN-Erzeugnisse auf KRÄUTERBASIS enthalten Wirkstoffe, welche die Blutzirkulation und Hautatmung beleben, elastische Hautfasern spannen und die hauteigene Funktion aktivieren. Der Aufbau und die Zusammensetzungen der Präparate garantieren für jeden Hauttyp individuelle Pflege.

Gerdeen KRÄUTERKOSMETIK

Aus Wirkstoffen der Natur

VEB (K) GERDEEN · SCHILDOW b. BERLIN

Jg. Frau, 31 J., sehr allein u. zurückhaltend, sucht verständnisv. Gefährten. Bildzuschr. (zurück) ME 540 DEWAG Berlin N 54

Junges Mädchen, 23 1,68, schlk., dklbl., mit 3jähr. Tochter, sucht aufrichtig., charakterfest. Herrn pass. Alters kennenzulern. Bildzuschrift. (zurück) MQ 551 DEWAG Berlin N 54

Dame, 25/1,64, schlk., gutauss., eleg., sportl., geist. Beruf, alls. int. (Fahrerl. 1 u. 4, kunstl., 4 Instr.), wünscht Akad. kennenzul. Zuschr. 3098 Anz.-Wegner, Leipzig N 22

Suche für meinen 3jährig. Sohn gebild. Vati, mögl. Mediziner ab 30. Bin med.-techn. Assistentin – Abit., 26 1,68, liebe gute Musik u. Motorsport. Bildzuschr. erwünscht (zurück) MV 556 DEWAG Berlin N 54

Welch. jg. Mädchen m. gut. Figur schreibt mir? Bin 22/1,83, dkl., bl. Augen, Brillentr., k. Beruf. Bildzuschr. (zur.) unter 234 DEWAG Magdeburg

Kraftfahrer, 21/1,68, Nichttänzer, wü. Briefw. m. nett., humorv. Mädel m. durchschnittl. Allgemeinbild. u. int. f. Schlagermusik sowie Motorradwanderungen bzw. Ausflüge, mögl. Raum Nordhausen. Zuschr. DH 140 DEWAG Halle

Student, 23/1,82, schlk., wü. d. Bekanntsch. eines intell., sportl. Mädels. Bildzuschr. RO 0731 DEWAG Berlin N 54

23jähriger wünscht Briefw. m. nett., jg. Mädel b. 20 J. 33 198 Anz.-Hölzer, Bln. O 112, Bhf. Frankfurter Allee

Arzt, Dr. med., 26 1,81, schlk., reisefreudig, Ski- u Wassersportler, tolerante Lebensauffassung, möchte für die Ehe charmantes Mädel mit gut. Figur u. Abitur kennenlern. Ro 800 DEWAG Berlin N 54

Jg. Mann, 20/1,75, naturl., wü. Briefw. m. hübsch., jg. Mädchen b. 20 J. Mögl. Erzgeb. Bildzuschrift. 1247 DEWAG Karl-Marx-Stadt

Witwer, 34/1,78, Lehrer, sportl., su. f. 6jähr. Sohn liebe Mutti. Bildzuschr. 1248 DEWAG Karl-Marx-Stadt

Lieb., kl., idealist. Mädch., wo bist du? Gibt es dich in Dresden? Dann schreibe mir bitte! 22/1,67. MF 541 DEWAG Berlin N 54

Bin 20/1,70, dklbld. (Brillenträger), wü. Bekanntsch. m. eins. Mädel. Nur ernstgem. Bildzuschr. (zur.) MN 525 DEWAG Berlin N 54

Bin 20/1,84, Int. f. alles Gute u. Schöne, möchte gern mit einem nett. Mädchen in Briefw. tret. Bildzuschr., eig. Bild wird gar. zugeschickt. Jede Zuschr. wird beantwort. MH 543 DEWAG Berlin N 54

Suche auf dies. Wege Bekanntsch. mit einem jung. Mädchen, n. ält. als 22 J. Bin 24/1,82, dklbld., sport- u. musikliebend, Konfektmacher. Bildzuschrift. erw. MG 542 DEWAG Berlin N 54

2 Freunde, 28,1,73, 22/1,76, dklbld., Int. f. Tanz, Sport u. Camping, wü. Briefw. m. 2 nett. Mädchen, mögl. Harz u. Umgebung. Nur ernstgem. Bildzuschr. (auch einzeln) MI 544 DEWAG Berlin N 54

Jg. Mann, 21 1,83, dklbr., mit viel Humor, gutauss., sucht Bek. mit einem nett., hübsch. Mädchen, da Mangel an Gelegenheit. Bildzuschrift. erw. MK 545 DEWAG Berlin N 54

3 jg. Männer, 19 1,82, 20 1,80, 21 1,78, dklbld., viels Interessengeb., sportl., wü Briefw. m. 3 nett., intell Mädchen, spät. Heirat n. ausgeschl. Bildzuschr. erw. MM 547 DEWAG Berlin N 54

2 Freunde, 21/1,78, 23/1,83 dklbld., Int. f. Reis., Tanz Theater, wü. Briefw. m unternehmungslustig. Mädchen. Bildzuschrift. erw (auch einzeln) MN 548 DEWAG Berlin N 54

Motorsportlieb., intell., jg. Herr aus Thüringen, 20 1,72, wünscht die Bekanntschaft eines nett. Mädels Nur ernstgem. Bildzuschr erw. MO 549 DEWAG Berlin N 54

Jg. Mann, 22 1,87, schwz., Int. f. Motorsport, Musik, wünscht Bekanntschaft mit nett. Mädchen aus Raum Magdeburg. Bildzuschr. erw. MP 550 DEWAG Berlin N 54

Jg. Mann vom Lande, 26 1,80, schlk., dklbld., sucht nett., aufgeschl., fortschr. Mädchen m. Int. f .Haus u. Gart. b. 24 J. Bildzuschr., Ganzfoto, zurück. MR 552 DEWAG Berlin N 54

Jg. Mann, 22 1,83, dklbld., Int. f. Sport, Musik, sucht jg. Mädchen pass. Alt. zw. Heirat, Raum Leipzig bevorzugt. Nur ernstgemeinte Bildzuschr. MS 553 DEWAG Berlin N 54

Ich bin nicht häßlich, 25 1,78, schwarz, lebenslust., wü. intell. Mädel mit viel Herz u. Int. f. Reisen, Camping u. Musik kennenzul. Bildzuschr. erw. MT 554 DEWAG Berlin N 54

2 Freunde, 22 J., gutauss. bld., alls. int., lieben alles Gute u. Schöne, möchten 2 Mädchen pass. Alt. durch Briefw. kennenl. Nur ernstgem. Bildzuschr. (zur.) MU 555 DEWAG Berlin N 54

Gutausseh. jg. Herr, 22 1,78, mbld., wünscht zw. spät. Heirat, da Mangel an Gelegenheit, auf d. Wege nette Freundin kennenzul. Int. f. Sport, Film u. Reise. Bildzuschrift. unter 215 N DEWAG Cottbus

Sachen gibt's...

Toter Fisch im Klavier

Ein kleiner alter Mann schrie: „Haltet uns nicht für Narren" und stürmte verärgert aus dem Saal. Andere Zuhörer lachten, pfiffen und klatschten.

Aber die Unruhe im Publikum war nichts im Vergleich mit dem, was auf der Bühne vorging. Der Pianist warf beim Auftritt einen toten Fisch in sein Instrument. Die Sopranistin herzte und verhaute abwechselnd eine Puppe.

Einer der Musiker zog geräuschvoll einen Stuhl hinter sich her, während ein anderer, mit einem Nachthemd bekleidet, klebrige Pizzas ans Publikum verteilte.

Es hätte der Kneipabend von Pennälern sein können oder ein Clownsakt im Zirkus, war es aber nicht. Es war das „Theaterstück" des amerikanischen Komponisten John Cage, aufgeführt von humorlosen, gouvernantenhaften, todernsten, jungen Musikern. Und nicht die kleinste Überraschung dabei ist, daß das Heim der bel canto und traditionellen Oper das europäische Zentrum moderner Musik geworden ist.

In Rom können Sie Musik hören, deren Komponist Insekten über Papier kriechen und die von ihnen zurückgelassenen Spuren die Noten bestimmen ließ, Musik, deren Pausen den Ton überdauern, Musik, bei der die Reaktion des Publikums, die unvermeidliche Langeweile eingeschlossen, ein Teil der Komposition ist.

Diese Art von Musik wurde kürzlich in einer Reihe von Konzerten mit der Bezeichnung „Neue Harmonien" aufgeführt, und erstaunlicherweise war der Saal gerammelt voll.

Der in Italien als der „bärtige Erzengel moderner Musik" bekannte, fünfundzwanzigjährige, in Massachusetts geborene Pianist Frederick Rzewsky erklärte: „Die Leute hier haben genug von der Oper, sie wollen was Neues hören."

Die jungen Musiker – unter ihnen viele Amerikaner –, die auf Rzewskys Bahn kreisen, glauben wie religiöse Fanatiker, daß ihre Musik die einzige Musik und alle andere Musik doktrinär ist.

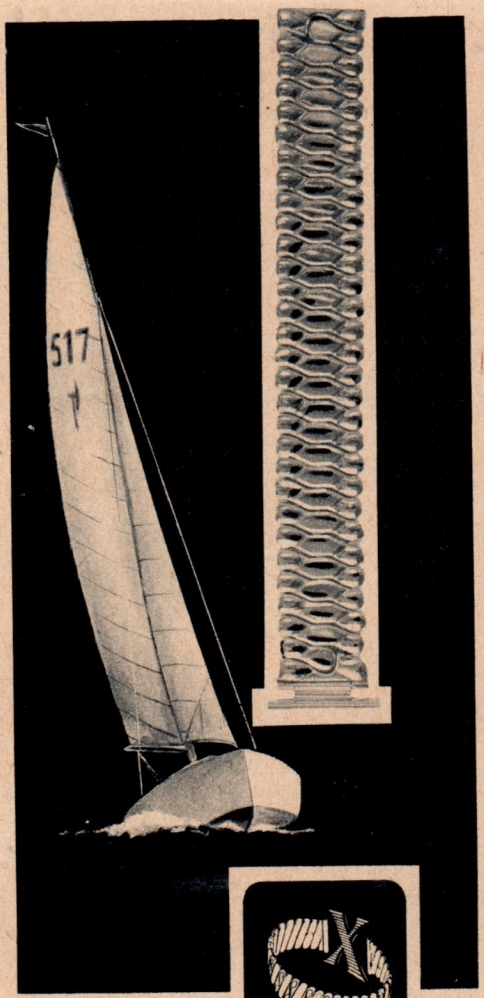
Sie sind der Meinung, daß musikalisch geschulte Ohren von der traditionellen Musik korrumpiert und unfähig sind, ihre Musik aufzunehmen, daß aber das unverbildete Ohr „Cage genauso schätzt wie Haydn".

Einige von Rzewskys Spezialitäten sind eine Sonate, die er nicht mit den Händen, sondern dem Kinn spielt, und ein Klavierstück, dessen Partitur nichts anderes aussagt als „Die meisten von ihnen waren sehr alte Grashüpfer".

Der infantile Surrealismus dieser Partituren geht wie ein Faden durch einen Teil der modernen Musik. Manche dieser Komponisten und Musiker scheinen begeistert von sich zu glauben, daß sie eine Geheimsprache erfunden hätten, die nur der Eingeweihte versteht.

Als Rzewsky kürzlich beim Klavierspielen ein Thermometer im Mund hatte, das er in Abständen herausnahm, um die Temperatur abzulesen, sprach die kommunistische Zeitung UNITA von dekadentem Exhibitionismus.

Sanche de Gramont
(Aus „New York Herald Tribune")



SPORTLICH
ELASTISCH

Flexi

UHRENARMBÄNDER

RUDOLF STOLL KG
BERLIN NO 18

„KARMASIN"

DAS HAARPFLEGEMITTEL
MIT DEN VITAMINEN
B5 UND PP

NUR ECHT MIT KOPF UND TROPFEN

VEB KARMA LEIPZIG

formbeständig
eichter als Wolle
unverwüstlich
mollig warm

sind Obertrikotagen aus WOLPRYLA*).
Erhalten Sie sich diese Vorzüge durch richtige Pflege.

WOLPRYLA®

-Obertrikotagen lieben das handwarme Feinwaschbad. Die Schmutzteilchen haften nur an der Oberfläche der Faser und sind deshalb kinderleicht herauszuwaschen. Spülen Sie das gewaschene Stück gründlich, erst lauwarm, dann mehrmals kalt. Nur leicht ausdrücken, keinesfalls wringen. Das letzte Spülwasser muß ganz klar bleiben.

WOLPRYLA*)-Obertrikotagen trocknen über Nacht und behalten ihren guten Sitz! Trocknen Sie Ihre Stricksachen an der Luft, nicht in der Ofenhitze oder in praller Sonne. Legen Sie Ihre Strick- oder Wirkwaren sorgfältig in die richtige Form, und verwenden Sie als Unterlage ein saugfähiges Tuch.

WOLPRYLA*)-Obertrikotagen danken Ihnen die sorgfältige Pflege. Mit einem bißchen Liebe behandelt, werden sie nach jeder Wäsche neu wie am ersten Tag.

*) international registriertes Warenzeichen®

'ARENZEICHENVERBAND FÜR KUNSTSTOFFERZEUGNISSE DER
EUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK e. V., RUDOLSTADT/THÜRINGEN

Für zarte Haut
die besonders milde,
überfettete Seife
in dezenter Duftnote

RIWA-*Seife*
eine erfrischende Körperpflege

RIWA

RIWA-Seifen erkennen Sie an der neuen Verpackung mit den blauvioletten Streifen